



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Frauen nach der Verwitwung“

Soziale Netzwerke als Hilfestellung für Verwitwete

Verfasserin

Stefanie Kerstin Elisabeth Schmid

angestrebter akademischer Titel

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

(Mag. Rer. soc. oec.)

Wien, Februar 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie (sozial-/wirtschaftswissenschaftlicher Studienzweig)

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz Kolland

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Die vorgelegte Arbeit wurde weder im In- noch im Ausland in gleicher oder in ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Wollmannsberg, Februar 2011

Stefanie Schmid

Inhaltsverzeichnis

1 PROBLEMSTELLUNG	4
2 SOZIOLOGISCHE BEDEUTUNG DES THEMAS	5
3 THEORETISCHER RAHMEN DES THEMAS	7
3.1 Begriffsklärung	7
3.2 Der Partnerverlust	11
3.2.1 Die Rolle der Witwe kulturhistorisch.....	16
3.2.2 Der Tod des Partners als Erleichterung.....	17
3.3 Soziale Netzwerke theoretisch	19
3.3.1 Geschichtliche Entwicklung	19
3.3.2 Definition „soziales Netzwerk“ und „soziale Unterstützung“.....	20
3.3.3 Strukturparameter sozialer Netzwerke.....	21
3.3.3 Theorieansätze zur Netzwerkanalyse.....	27
3.4 Folgen der Witwenschaft	31
3.4.1 Sozialstrukturelle Merkmale der Verwitwung.....	32
3.4.2 Soziale Netzwerke von Frauen als Isolationskompensation.....	32
3.4.2.1 Familiäre Netzwerke.....	36
3.4.2.2 Außerfamiliäre Netzwerke.....	36
4 EMPIRISCHER TEIL	39
4.1 Deskriptive Statistik	42
4.2 Hypothesenprüfung	43
4.3. Zusammenfassung der Ergebnisse und Methodenkritik	74
5 ABSTRACT	77

1 Problemstellung

„Das Alter hat Zukunft, und es wird in verstärkter Masse eine weiblich geprägte Zukunft sein.“

(Höpflinger 1994: 106)

Ein Blick auf die sozio-demographischen Daten der Volkszählung 2001 zeigt, dass in einem beträchtlich höheren Ausmaß Frauen im steigenden Alter mit einem Partnerverlust zu rechnen haben.

Alleine aus dieser Tatsache ergeben sich vor allem für Frauen Fragen, die die Lebensgestaltung nach dem Tod des Partners betreffen.

Die Bewältigung und die Neuordnung des Lebens nach dem Partnerverlust sind von verschiedenen Faktoren abhängig. Die Witwenschaft bleibt auch für das soziale Netzwerk der Verwitweten nicht ohne Folgen, beziehungsweise ist dieses Umstrukturierungen unterlegen, die sich aus der Verwitwung heraus ergeben.

Gelingt diese Anpassung an die Witwenschaft nicht, besteht die Gefahr der sozialen Isolation von verwitweten Personen. Soziale Isolation ist definiert als „Abwesenheit von sozialen Beziehungen und sozialer Unterstützung“ (Hollstein 2001: 21). Sozial isoliert ist eine Person dann, wenn sie sich aus ihrer Umgebung zurückzieht, das heißt, keine Kontakte pflegt, sei es zu Angehörigen, Nachbarn oder Freunden. So schreibt Milardo (1988: 9): „The importance of friends and family in the life-course is elementary and indisputable“. In diesem Zitat streicht Milardo den Stellenwert von Familie und Freunden im Leben eines jeden Menschen heraus. In dieser Arbeit gilt es herauszufinden, welchen Stellenwert diese Netzwerkpartner im Leben verwitweter Frauen einnehmen und in welchem Maße diese das Leben als Witwe beeinflussen.

Mit Hilfe der bestehenden Literatur zu diesem Bereich soll es gelingen, die Auswirkungen der Witwenschaft für die Hinterbliebene und die Leistungen des sozialen Netzwerkes für die Bewältigung des Partnerverlustes herauszuarbeiten. Es soll herausgefunden werden, welchen Beitrag die informellen sozialen Netzwerke von verwitweten Frauen leisten können, um diese vor sozialer Isolation zu bewahren.

Die Arbeit besteht aus zwei großen Teilen, nämlich dem theoretischen Teil einerseits und dem empirischen Teil andererseits.

Der theoretische Rahmen liefert zu Beginn eine allgemeine Definition der Begriffe und bringt die für das Thema verwendeten Konzepte näher, um im nächsten Schritt diese Begriffe und Konzepte im Bezug auf die Verwitung anzuwenden.

Der größte Teil dieser Arbeit ist jedoch den informellen sozialen Netzwerken von verwitweten Frauen gewidmet. Auch weitere Einflussgrößen für die Bewältigung des Partnerverlustes sollen in diese Arbeit Eingang finden.

Der empirische Teil beschäftigt sich alsdann mit der statistischen Überprüfung der auf Basis des theoretischen Rahmens gewonnenen Hypothesen. Hierfür sollen sowohl deskriptive als auch multivariate Analyseverfahren zum Einsatz kommen.

2 Soziologische Bedeutung des Themas

Die soziologische Relevanz des Themas ergibt sich aus der Tatsache, dass die Verwitung vor allem Frauen betrifft und diese somit im erhöhten Maße mit einer Umstrukturierung ihrer Lebensverhältnisse in einem bereits fortgeschrittenen Alter konfrontiert sind. Im Gegensatz dazu, leben Männer oftmals bis zu ihrem Tod in ihrer gewohnten Umgebung und müssen sich nicht neuen Herausforderungen, die durch den Partnerverlust entstehen, stellen. Diese neuen Herausforderungen sind damit verbunden, dass Frauen durch den Tod des Partners einer Veränderung ihrer Stellung in der Gesellschaft gegenüberstehen, derer es zu begegnen gilt (Fischer 2002).

Die Verwitung von Frauen ist vor allem dahingehend relevant, da ihre Lebenszeit nach der Verwitung keine sehr begrenzte darstellt, sondern in vielen Fällen eine Zeitspanne von durchschnittlich 14 bis 15 Jahre umfassen kann (Hollstein 2002). Das bedeutet, dass die Verwitung bei Frauen nicht eine baldige Nachfolge in den Tod bedeutet, sondern dass Frauen nach dem Verlust oftmals noch einmal die Chance auf die Umgestaltung ihres Lebens bekommen, oder negativ ausgedrückt, im Alter nochmals dazu gezwungen sind ihre Lebensverhältnisse umzukrempeln.

Neben dem Eintritt in das Erwerbsleben, dem Auszug der Kinder und der Pensionierung, ist der Tod des Ehepartners ein weiterer und zumeist wohl auch letzter großer Einschnitt im Lebenslauf einer Frau. Als nicht unproblematisch im Bezug auf die

Verwitung stellt sich die soziale Isolation heraus. Der Rückzug aus seiner Umgebung ist nach dem Ableben des Partners keine Seltenheit. Hier muss vor allem auf psychologischer Ebene angesetzt werden, um ein Abwenden verwitweter Frauen aus der Gesellschaft zu verhindern. Doch es muss auch gesagt werden, dass es sich bei Verwitung und sozialer Isolation um keine deterministische Beziehung handelt. Gerade nach schwerem Leiden des Partners oder aufgrund von hierarchischen Geschlechterverhältnissen können Witwen dem Leben nach dem Tod des Partners eine neue Richtung geben.

Die Auseinandersetzung mit dem Partnerverlust und dessen Folgen stößt bisher auf wenig wissenschaftliches Interesse. Wenn die Behandlung des Partnerverlustes in wissenschaftliche Untersuchungen Eingang findet, dann vornehmlich auf psychologischer Ebene in Form von Bewältigungsstrategien und dem Umgang mit Trauer. Was Hollstein (2002) kritisch anmerkt ist, dass die Verwitungsforschung hauptsächlich auf psychischen Konsequenzen des Partnerverlustes ausgelegt ist und weniger auf die Langfristigen.

Ein Beispiel dafür ist die Studie von Niederfranke (1991) „Ältere Frauen in der Auseinandersetzung mit Berufsaufgabe und Partnerverlust“. Diese Studie befasst sich mit den Formen der Auseinandersetzung mit dem Partnerverlust. Sie versucht Strategien für eine geeignete Intervention herauszufinden, indem sie den Umgang und das Erleben mit Trauer und die Lebensgestaltung von Frauen untersucht.

Auch die Studie von Buchebner-Ferstl (2002) „Partnerverlust durch Tod – Eine Analyse der Situation nach der Verwitung mit besonderer Berücksichtigung von Geschlechtsunterschieden“ (www.oif.ac.at) ist hauptsächlich auf die Formen der Trauerbewältigung ausgelegt, um geeignete Interventionsmaßnahmen entwickeln zu können. Den Umgang mit Trauer zu lernen ist sicher der erste Schritt.

Diese Arbeit soll jedoch nicht psychologische Hilfestellung für Stress- und Trauerbewältigung geben, sondern soll Ursachen für eine positive oder negative Anpassung an die neue Lebenssituation ergründen und das Hilfpotential sozialer Netzwerke für diesen Prozess herausfinden.

3 Theoretischer Rahmen des Themas

Wie der Titel dieses Kapitels bereits besagt, sollen in diesem Teil der Arbeit die Grenzen für das Thema gesteckt werden, um sich nicht in Details oder Nebenbereichen zu verlieren. Es soll im weiteren Verlauf ein theoretisches Grundgerüst mit Hilfe von Fachliteratur gebaut werden, aus dem sich anschließend weitere Fragen ergeben, die es alsdann mit empirischen Mitteln zu überprüfen gilt.

3.1 Begriffsklärung

Bevor man sich der eigentlichen Untersuchung widmet ist es von besonderer Wichtigkeit, sich mit den Begrifflichkeiten auseinanderzusetzen. Da Begriffe stets nie eindeutig zu verstehen sind, ist es unerlässlich, die in der Arbeit verwendeten zu klären und ihre Verwendungsweisen deutlich zu machen. Vorab soll auch gesagt werden, dass unter dem Partnerverlust der Tod des Ehemanns verstanden wird, dass heißt der Begriff bezieht sich auf den Verlust des Ehepartners für verheiratete Frauen.

Alter

Für diese Arbeit sollen zwei unterschiedliche Arten der Altersdefinition gegeben werden, einerseits wie Altersphasen für Frauen eingeteilt werden können und andererseits wie das höhere Alter nochmals unterteilt werden kann, da es sehr wohl einen Unterschied macht von einer alten 60 Jährigen oder einer alten 80 Jährigen zu sprechen.

Will man Frauen Alterskategorien zuordnen, so könnte man das Alter biologisch, nach ihrer familialen Rolle und nach dem Pensionsalter ansetzen (Höpflinger 1994: 23f).

Zieht man das biologische Alter als Altersdefinition heran, so müsste man bei Frauen das Alter mit dem Ende der Gebärfähigkeit „einläuten“. Nach dieser Definition wären Frauen früher als alt zu bezeichnen als Männer, da diese oftmals bis ins hohe Alter zeugungsfähig bleiben. Deshalb ist diese Definition von Alter mit Sicherheit nicht die Aussagekräftigste.

Ein zweite Einteilung von Alter bei Frauen wäre, Frauen nach ihrer familialen Rolle in die Kategorie „ältere Frau“ einzureihen. Die familiale Rolle meint hier den Wechsel von der Rolle als Mutter und Erzieherin der Kinder hin zur Rolle als Großmutter. Als alt wird

eine Frau dann bezeichnet, wenn die Kinder das Elternhaus verlassen haben und eigene Kinder zeugen. Die dritte Art der Einteilung in die Kategorie „ältere Frau“ wäre mit dem üblichen Pensionsalter für Frauen zu veranschlagen.

Diese Definitionen sind jedoch sehr diffus und geben nach wie vor keine geeigneten Unterscheidungskriterien für den Zeitpunkt, ab wann man als älter oder als alt zu bezeichnen ist.

Eine feinere Einteilung des Alters nach dem 60. Lebensjahr wäre die Abstufung von „**Junge Alte**“ für das Lebensalter von 60 bis 69 Jahren, „**Betagte**“ für das Alter von 70 bis 79 Jahren und „**Hochbetagte**“ für Menschen die über 80 Jahre sind (Höpflinger 1994: 25f.). Diese Einteilung basiert vornehmlich auf den vermuteten Gesundheitszustand. Bei den Jungen Alten, die sich in der Phase des Übergangs von der Erwerbsarbeit in den Ruhestand befinden, ist noch nicht mit gesundheitlichen Einschränkungen zu rechnen. Ab der Phase der „Betagten“ muss jedoch vermehrt mit gesundheitlichen Einschränkungen gerechnet werden. Auch diese Definition ist natürlich nicht Eins zu Eins auf alle ältere Menschen anzuwenden, kann jedoch als eine Art Richtlinie angesehen werden, das Alter ab 60 Jahren nochmals abzustufen.

Lebenserwartung und Sterblichkeit

Die Lebenserwartung dient als *„Messzahl der Bevölkerungsstatistik, mit der die durchschnittliche Lebensdauer angegeben wird, die Individuen einer Population, Angehörige einer Gesellschaft bzw. Bewohner eines Landes zu erwarten haben“* (Hillmann 2007: 485). Als altersspezifische Lebenserwartung wird die Anzahl der Jahre bezeichnet, die eine Person mit einem bestimmten Lebensalter wahrscheinlich noch leben wird. Die Sterblichkeit ist neben der Fruchtbarkeit und Wanderung ein wichtiger Begriff der Bevölkerungsstatistik, da diese Daten dabei helfen zukünftige Entwicklungen der Bevölkerung zu prognostizieren.

Die Lebenserwartung bei der Geburt liegt bei Männern 2000/02 bei 75,51 und für Frauen bei 81,48. Frauen leben daher im Schnitt um sechs Jahre länger als Männer. Wurde das 75ste Lebensjahr erreicht, verringert sich dieser Unterschied zwischen Männer (9,67 Jahre) und Frauen (11,79) und beträgt nur noch 2,12 Jahre (Statistik Austria).

Die höhere Lebenserwartung der Frauen ist der ausschlaggebende Grund dafür, dass es überwiegend Frauen sind, die Hochaltrigkeit erreichen. Ein Grund der sicherlich auch eine Rolle dafür spielt, dass es heute mehr ältere Frauen als Männer gibt ist, dass

kriegsbedingt viele Männer sehr früh gestorben sind (Backes 2004; Hollstein 2002). Diese Tatsache ist jedoch nur ein zeitlich begrenztes Phänomen und hat in den nächsten Generationen keinen Einfluss mehr.

Obwohl die Frauen bis zum jetzigen Zeitpunkt länger leben als Männer, kann diese Gegebenheit nicht als festgeschriebenes Gesetz angesehen werden, da es viele Faktoren sind, die darauf Einfluss haben. So kann etwa die höhere Risikobereitschaft der Männer sowohl beruflich als auch privat genannt werden. Somit haben Männer ein höheres Risiko bei beruflichen als auch privaten Aktivitäten zu verunfallen. Aber auch höhere Selbstmordraten und geringere Beachtung der eigenen Gesundheit, etwa durch Rauchen, sind öfter bei Männern anzutreffen als bei Frauen.

„Die geschlechtsspezifischen Unterschiede des Unfallrisikos und der Selbstmordhäufigkeit erklären mehr als 50% der vorhandenen Mortalitätsunterschiede zwischen Frauen und Männern bis 70 Jahren“ (Höpflinger 1994: 43). Doch mit zunehmender „Angleichung der Geschlechter“, wie zum Beispiel beim Rauchverhalten aber auch der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen, sind auch diese immer stärker einer höheren Sterblichkeit ausgesetzt (Höpflinger 1994: 35).

Die Tatsache der höheren Lebenserwartung der Frauen findet sich in nahezu allen Ländern dieser Welt. Doch diese schien laut einem Beitrag in der Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie nicht immer so gewesen zu sein.

Ein Grund, warum es vor dem 19. Jahrhundert eine Übersterblichkeit der Frauen gab, war die hohe Müttersterblichkeit aufgrund der unzureichenden Hygieneverhältnisse und der hohen Zahl an Kindern. Ein weiterer Grund für die erhöhte weibliche Übersterblichkeit war die geringe medizinische Versorgung und die schlechte Ernährungslage der Mädchen aufgrund der so genannten „Sohnpräferenz“. Demnach wurden Burschen in diesen Bereichen Mädchen gegenüber bevorzugt (Luy 2002: 413).

Statistisch betrachtet lassen sich drei wesentliche Gründe für die höhere Verwitwungsrate bei Frauen feststellen, nämlich:

- die höhere Lebenserwartung von Frauen
- der Altersunterschied zwischen Ehemann und Ehefrau
- die höhere Wiederverheiratsrate bei Männern

(Stappen 1988)

In der nachstehenden Tabelle wird der Unterschied zwischen Frauen und Männern im Bezug auf das Alter bei der Verwitwung deutlich.

Tabelle 1: Familienstand „verwitwet“ nach Alter und Geschlecht

in % (absolut)	Männer	Frauen
60-64 Jahre	3,7 (8.131)	17,2 (40.237)
65-69 Jahre	6,5 (10.010)	28,2 (50.708)
70-74 Jahre	10,7 (14.943)	40,1 (74.989)
74-79 Jahre	16,4 (16.094)	54,4 (104.660)
80-84 Jahre	23,2 (10.644)	68,5 (72.255)
85-89 Jahre	37,7 (9.623)	78,3 (55.262)
90-94 Jahre	51,5 (4.336)	82,6 (23.812)
95 Jahre und älter	66,9 (840)	83,0 (4.732)

(Statistik Austria: Volkszählung 2001)

Bereits im Alter zwischen 60-64 Jahren sind laut Volkszählung 2001 17,2% der Frauen in Österreich verwitwet. In Absolutzahlen gesprochen tragen zwischen dem sechzigsten und vierundsechzigsten Lebensjahr 40.237 Frauen den Familienstand „verwitwet“, wohingegen „nur“ 8.131 Männer verwitwet sind.

3.2 *Der Partnerverlust*

Bevor der Partnerverlust thematisiert werden kann, ist es notwendig zu erörtern, was Partnerschaft beziehungsweise Ehe bedeutet und warum sich die Paarbeziehung von Beziehungen zu Verwandten oder Freunden unterscheidet. Was macht eine Paarbeziehung aus und warum wird das Wegfallen dieser als Verlust empfunden?

Das dieses Unterkapitel „Der Partnerverlust“ genannt wurde impliziert bereits eine gewisse Eigenschaft, die der Ehe zugeschrieben wird, nämlich eine partnerschaftliche zu sein. Unter einer Partnerschaft stellt man sich eine Gleichstellung der beiden in einer Partnerschaft befindlichen Personen vor. Diese Vorstellung von Ehe, als eine gleichgestellte Partnerschaft, war aber mit Sicherheit nicht die ursprüngliche Leitidee einer Ehe zwischen Mann und Frau.

Die Entwicklung der Ehe

„Die Ehe ist das Betätigungsgebiet der triebhaften Gemeinschaftsformen zwischen Menschen (Tieren) verschiedenen Geschlechts, die über augenblickliche Geschlechtslustbefriedigung hinausgehen und mit ihr wirtschaftliche, geistige oder sublimierte erotische, d.h. veredelte geschlechtliche Gemeinschaften umfassen.“
(Krische 1922: 14)

Schon in dieser Definition von Ehe aus dem Jahr 1922 kommt heraus, dass die Ehe nicht nur aufgrund des Zeugungswillens, sondern über den Wunsch nach Fortpflanzung hinaus eingegangen wurde. Obwohl die Ehe für die Kirche genau diesen Zweck erfüllen sollte, nämlich den Zweck der Kinderzeugung- und -erziehung und der partnerschaftlichen Unterstützung (Müller 2006), sind die Ehemotive vielfältiger. Zumeist jedoch steht hinter der Heirat noch immer die Absicht einer dauerhaften Bindung an eine Person. Die Ehe kann somit als eine „rechtlich legitimierte, auf Dauer angelegte Beziehung zweier ehemündiger, verschiedengeschlechtlicher Personen“ definiert werden (Peuckert 2008: 32).

Auch eine Partnerschaft kann eine dauerhafte Bindung sein. Der Unterschied zur Ehe besteht jedoch, wie gerade zitiert, darin, dass die Ehe die „legitimierte Form der Partnerschaft“ ist (Müller 2006:62). Legitimiert in dem Sinn, dass sie durch eine Einrichtung abgesegnet wird und in gesetzlicher und religiöser Hinsicht einen anderen

Stellenwert besitzt. Die Ehe ist ein Bund der christlich sanktioniert und reguliert wird (Müller 2006). Diese Sanktionen und der formelle Akt der Scheidung bleiben einem „erspart“, wenn man statt der Ehe eine Partnerschaft eingeht. Denn in einer Lebensgemeinschaft ohne Trauschein, hat jeder Partner das Recht die Beziehung einseitig aufzulösen (Abele et al. 2007). Die Ehe ist so eine viel verbindlichere Beziehung zwischen zwei Personen.

Der Wunsch nach Familiengründung ist ein gewichtiges Motiv ein Eheversprechen abzugeben. Dass heißt, Kinder sollen in „geregelten“ Verhältnissen aufwachsen. Die Ehe dient in diesem Fall auch der finanziellen Absicherung der Mutter im Falle einer Trennung, da immer noch viele Frauen aufgrund der Kindererziehung ihre berufliche Laufbahn unterbrechen, oder in Teilzeitverhältnissen beschäftigt sind.

Aber auch im Falle des Ablebens des Ehepartners ist man als verheiratetes Paar besser gestellt, denn im Erbschaftssteuerrecht gilt ein Lebenspartner gleich viel wie fremde Dritte (Abele 2007). Der finanzielle und rechtliche Aspekt ist daher ebenfalls ein gewichtiges Ehemotiv. Doch auch oder gerade in diesem Bereich, nämlich in dem der Eheschließungen, hat die Individualisierung erheblichen Einfluss genommen.

Die zunehmende Erwerbstätigkeit und das zunehmende Bildungsniveau der Frau und die daraus resultierende finanzielle Unabhängigkeit vom Partner, kann hier als Ursache für den Rückgang an Eheschließungen angeführt werden. Der Wille zur dauerhaften Bindung an eine Person ist gesunken und lässt die Zahl an Partnerschaften oder in einem Zeitrahmen ausgedrückt, Lebensabschnittspartner steigen. Die „*Individualisierung der Lebensführung*“ kann somit als der markanteste Unterschied zwischen einer nichtehelichen Partnerschaft und einer Ehe hervorgehoben werden (Peuckert 2008: 71).

Die nachstehende Grafik zeigt die Veränderung für die Ersteheschließung zwischen den Jahren 1948 und 2008.

Eheschließungen zwischen 1948 - 2008

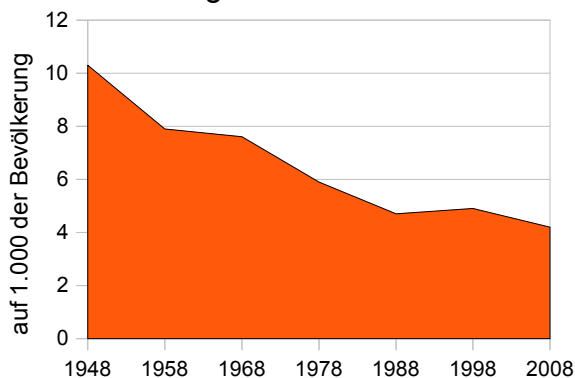


Abbildung 1: Ersteheschließungen zwischen 1948 - 2008

Quelle: Statistik Austria:

Der Grund für den Einbruch im Jahr 1988 auf 4,7 Promille war die Abschaffung der Heiratsbeihilfe mit 1.1.1988. Die geplante Abschaffung führte im Jahr 1987 zu einem sprunghaften Anstieg auf 10,1 Promille (Statistik Austria). In Österreich gab es im Jahr 2008 35.223 Ersteheschließungen. Das entspricht 4,2 geschlossenen Ehen auf 1.000 Paare der Bevölkerung (Statistik Austria).

Allgemein verdeutlicht diese Grafik einen Rückgang der Ersteheschließungen, welcher auf den soeben genannten Ursachen zu beruhen scheint.

Wie bereits genannt, ist der Altersunterschied zwischen Frauen und Männern ebenfalls ein wesentlicher Grund für die höhere Verwitwungsrate bei Frauen. Zusätzlich lässt sich ein allgemeiner Trend in Richtung höheres Erstheiratsalter feststellen.

Tabelle 2: Mittleres Erstheiratsalter von Frauen und Männern im Vergleich (in Jahren, Median)

	1978	2008	Veränderung zwischen 1978 und 2008 (in Jahren)
Braut	21,7	28,9	7,2
Bräutigam	24,5	31,7	7,2

Quelle: Statistik Austria

Lag das mittlere Erstheiratsalter 1978 für Frauen bei 21,7 Jahren und für Männer bei 24,5 Jahren, so findet sich 2008 bei Frauen ein Anstieg des mittleren Erstheiratsalter um 7,2 Jahre auf 28,9 und bei Männer ebenfalls um 7,2 Jahre auf 31,7 Jahre.

Die Gründe für diesen Anstieg des Erstheiratsalter bei Männern und Frauen sind vielfältig. Hervorzuheben sind vor allem die längeren Ausbildungszeiten und dass Paare bereits viele Jahre zusammenleben bevor sie sich für die Ehe entscheiden.

Definition und Veränderung der Institution Ehe

Der Frage der sozialen Netzwerke, als wichtiger Aspekt für die Untersuchung der Isolationsgefahr verwitweter Frauen, wird erst in einem späteren Kapitel nachgegangen.

Zuvor wird die Ehe, also das partnerschaftliche Netzwerk vor der Verwitwung ansehen, da die Art der Beziehung Aufschluss über die Qualität und Quantität der Kontakte zu Anderen bringen kann.

Die Ehe zwischen zwei Personen ist meist durch eine höhere Intimität gekennzeichnet, als die Beziehung zu Freunden und Bekannten. Bei Problemen wendet man sich zu erst an den Partner und sucht gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten. Egal ob Probleme in der Ehe, finanzielle oder gesundheitliche Probleme auftreten, sie werden zuerst „intern“ zu lösen versucht, bevor Außenstehende davon in Kenntnis gesetzt werden. Wie oft und auf welche Art diese Gespräche in einer Ehe zustande kommen, sind Merkmale zur Beurteilung der Ehequalität. Die Kenntnis der Ehequalität kann Rückschlüsse auf die Entwicklung des weiteren Lebens der Frau nach dem Versterben des Ehepartners geben.

Grob kann zwischen zwei „Arten“ der Paarbeziehung unterschieden werden, nämlich einerseits der Beziehung in der alle Aktivitäten gemeinsam mit dem Partner unternommen wurden und andererseits jenen Paaren, die ihren Aktivitäten alleine oder mit anderen nachgegangen sind, als mit ihrem Partner (Hollstein 2002).

Die ideale Konstellation für eine zufriedene Ehe wäre „eheliche Gemeinsamkeiten und Individualität im Gleichgewicht zu halten“ (Höpflinger 1994: 48).

Dass heißt, der Zusammenhalt als eheliches Netzwerk auf der einen Seite und die individuelle Gestaltung eines Teiles des Lebens unabhängig vom Ehepartner scheint die dauerhafteste „Lösung“ für ein zufriedenes Eheleben zu sein.

Ist das eigene Leben zu stark um den Partner herum zentriert, dann leiden darunter zumeist Freizeitaktivitäten und Beziehungen zu Freunden, was wiederum vor allem im Alter und nach dem Tod des Partners ein Problem darstellen kann.

Was das Eheleben im Alter betrifft, so geht Dießenbacher (1985) bezüglich der Entwicklung der Ehe im Alter noch einen Schritt weiter und sagt: „*Gleichwohl mag das entscheidende Eheingangsmotiv Liebe sein, der bürgerliche Eheprozeß selbst aber ist dazu angetan, sie einem langsamen, aber sicheren Verfall auszusetzen*“ (Dießenbacher 1985: 130). Er spricht von einer „Liebeserosion“, die sogar soweit führt, dass der Tod des Partners als Erleichterung angesehen wird. Auf diese Ansicht wird in dieser Arbeit noch gesondert eingegangen.

Da Frauen im Durchschnitt länger leben als Männer, stehen sie vor größeren Schwierigkeiten einen neuen Partner zu finden als das männliche Geschlecht. Männer gehen nach dem Tod der Ehepartnerin oftmals erneut eine Ehe ein. Zum Teil auch, weil Männer die Hausarbeit so an die Frau abgeben können (Höpflinger 1994; Buchebner-Ferstl 2002; Backes & Clemens 1998). Für Frauen hingegen ist eine erneute Partnerschaft eher die Ausnahme.

Morbidität und Mortalität nach der Verwitwung

Dass es nach dem Tod des Partners zu einem Anstieg der Mortalität und Morbidität des bzw. der Hinterbliebenen kommt, ist statistisch belegt (Stappen 1988).

Das Mortalitäts- und Morbiditätsrisiko nach der Verwitwung ist an verschiedenste Faktoren geknüpft. Gerade die erste Zeit nach der Verwitwung führt zu einer deutlichen „**Verschlechterung des objektiven Gesundheitszustandes**“ (Stappen 1988: 66).

Was das Mortalitätsrisiko betrifft, gibt es deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Als kritische Phase für Männer nach dem Tod der Partnerin ebenfalls zu sterben, sind die ersten sechs Monate anzusehen. Bei Frauen ist diese Phase deutlich länger, nämlich zwei Jahre nach der Verwitwung (Stappen 1988: 72). Neben der allgemeinen Verschlechterung des Gesundheitszustandes aufgrund des fortgeschrittenen Alters ,birgt die Verwitwung also ein zusätzliches Risiko für Verschlechterung des gesundheitlichen Zustandes.

Da in weitere Folge der Einfluss von sozialen Netzwerken untersucht wird, kann vorab schon gesagt werden, dass laut Studien ein enger Zusammenhang zwischen der Anzahl der berichteten sozialen Beziehungen und der Lebenserwartung älterer Menschen besteht (Martin 2005: 182). Soziale Beziehungen erweisen sich als wichtiger Faktor für die „Gesundheitserhaltung, Krankheitsentstehung und Krankheitsbewältigung“ (Badura 1981: 20).

3.2.1 Die Rolle der Witwe kulturhistorisch

„The status of widows in most communities depended to a great extent on their age, possessions, and the numerical proportion of women to men“ (Lopata 1996: 212).

Neben ledig, verheiratet und geschieden, zählt verwitwet zu jenem Familienstand, den eine Person haben kann.

Durch den Tod des Ehemannes wechselt die Hinterbliebene ihren Familienstand und somit auch ihre Rolle; sie wird von der Ehefrau zur Witwe. Dieser Wechsel beinhaltet auch gewisse Erwartungen, die dieser neuen Rolle zugeschrieben werden. Die Rolle der Witwe ist sehr stark religiös geprägt. Im 4. Jahrhundert wird sie definiert als eine „religiöse Lebensform mit ständischem Charakter“ (Fischer 2002: 26).

Religiöse Perspektive

Im Christentum ist die Witwenschaft ein weibliches Lebensmodell. Der christliche Glaube schreibt der verwitweten Frau vor, nach dem Tod des Mannes bis an ihr eigenes Lebensende in Trauer zu leben und sich der Totensorge zu verschreiben.

„Verbannt aus dem weltlichen Geschehen, an einem einsamen Ort zurückgezogen, soll eine Witwe aufopferungsvoll und dem Verstorbenen treu ergeben ihren memorialen Auftrag umsetzen“ (Fischer 2002: 216).

Der memoriale Auftrag bedeutete nicht nur ein Weiterleben des Mannes in Gedanken der Frau, sondern der Auftrag an die Frau besteht auch darin, den verstorbenen Ehemann im Gedächtnis der Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Diese Aufrechterhaltung ging sogar soweit, dass katholische Frauen den Sünden ihrer Männer, die sie sich zu Lebzeiten zuschulden kommen ließen, stellvertretend und nach dem Tod des Mannes Buße tun mussten, um das Seelenheil des Verstorbenen zu gewähren und „den Leidensweg der Seele im Fegefeuer zu verkürzen“ (Fischer 2002: 67).

Diese, von den Theologen proklamierte Ordnung der Witwenschaft wurde dauerhaft jedoch nur von einem sehr geringen Teil der Witwen gelebt. So gab es trotz Forderung der kirchlichen Lehre sehr wohl Frauen, die nach dem Tod des Mannes eine erneute Ehe eingingen und ihre Trauer nur eine begrenzte Zeit nach Außen hin zeigten.

Die besten Möglichkeiten einer Wiederheirat, ohne dabei an Ansehen zu verlieren, hatten Witwen, die soziales Ansehen verbunden mit großem Besitz genossen (Opitz 1993).

Diese religiösen „Vorgaben“ an eine Witwe können einerseits Hilfestellung sein und Halt geben, andererseits jedoch verhindern solche Wegweiser, dass die Frau selbstbestimmt einen neuen Abschnitt in ihrem Leben bestreiten kann.

Ist auch heute noch das Leben der Frau nach dem Tod des Mannes stark von religiösen Ansichten vom „richtigen“ Weiterleben als Witwe geprägt, so lässt sich auch hier in Zukunft ein Umdenken aufgrund der Individualisierung der Gesellschaft vermuten.

War das Frauenbild früher von einem einseitigen Machtverhältnis geprägt und einer Abhängigkeit vom Ehepartner, so wird die heutige Selbstständigkeit und Berufstätigkeit der Frau auch auf das Verhalten und den Umgang mit dem Tod des Partners Einfluss nehmen.

3.2.2 Der Tod des Partners als Erleichterung

Mit dem Verlust des Partners „entstehen neue Spielräume und Freiheiten, die Anforderung und Überforderung, Chance und Begrenzung deutlich werden lassen“ (Backes 1993: 172). In zahlreichen Studien und Interviews mit Verwitweten stellt sich heraus, dass der Tod des Ehepartners vor allem für Frauen oft auch als Erleichterung empfunden wird (Bucheberner-Ferstl 2002; Stappen 1988). Dieses Gefühl der Erleichterung resultiert oftmals aus den Belastungen, denen Frauen zum Beispiel aufgrund der Pflegebedürftigkeit des Ehemanns ausgesetzt waren. Laut Mikrozensus 2002 steht die Pflege des/der Ehepartner/in mit 18% an zweiter Stelle hinter der Pflege der eigenen Mutter mit 30% (Statistik Austria). Eine langdauernde Krankheit und Pflegebedürftigkeit des Mannes stellt immer auch eine psychische und physische Belastung für die Ehefrau und vor allem für die ältere Frau dar.

Neben dem Ende der Pflegebedürftigkeit durch den Tod des Partners als eine Art der Erleichterung, kann auch die freie Verfügung über Geld und Zeit nach dem Partnerverlust genannt werden. Vor allem in Beziehungen in denen der Mann dominierte, kann freie Zeit- und Geldverfügung nach dem Tod als Befreiung erlebt werden (Fahrenberg 2006). Dießenbacher (1985: 130) sieht in dem Tod des Ehemanns sogar noch mehr als eine Erleichterung für die verwitwete Frau: *„Je mehr die Gattin im ehelichen Kampf um Lebenschancen und Selbstverwirklichung unterliegt, desto sicherer haben wir im mittleren bis höheren Alter mit einem Erlöschen ihrer ursprünglichen Liebe, an deren Stelle andere Gefühle getreten sind, zu rechnen, so daß sie als Witwe beim Tode ihres Ehemannes eben weniger Gefühle der Trauer denn*

solche der Erleichterung und Befriedigung in sich zu empfinden vermag, ja solche des Genusses, der Schadenfreude dann, wenn sie ihn als erbitterten Feind verabschiedet hat.“

Zwischen diesen beiden Extremseiten, einerseits der völligen Isolation und andererseits der totalen Befreiung nach dem Tod des Ehemanns, werden wohl die meisten Fälle zu finden sein.

1. Hypothese (H1):

„Ältere Frauen überwinden den Tod des Partners schneller als Frauen die in jüngeren Jahren Witwe wurden.“

3.3 Soziale Netzwerke theoretisch

Informelle Netzwerke erweisen sich gerade in Krisenzeiten als wichtige Quelle für Stabilität und als Stütze für die Bewältigung von Veränderungen.

Um die Bedeutung sozialer Netzwerke für verwitwete Frauen herausarbeiten zu können, ist es wichtig den Netzwerkbegriff theoretisch vorzustellen. Eine Netzwerktheorie in dem Sinn gibt es laut Kim (2001) nicht, sondern es handelt sich eher um ein Nebeneinanderstehen von verschiedenen Theorien aus unterschiedlichen Forschungstraditionen.

Es soll vorab klargestellt werden, dass es in diesem Kapitel nicht darum geht, Methoden zur Analyse sozialer Netzwerke zu erarbeiten und darzustellen, sondern dass grundlegende Begrifflichkeiten und Netzwerkebenen vorgestellt werden, die auch im Zusammenhang mit der Verwitwungsthematik von Interesse sein werden.

3.3.1 Geschichtliche Entwicklung

Die geschichtliche Entwicklung des netzwerkanalytischen Denkens fand seinen Ausgangspunkt bereits bei Georg Simmel (Jansen 1999: 31). Er beschäftigte sich unter anderem damit, soziale Beziehungen und gesellschaftliche Strukturen zu analysieren (Kim 2001: 23).

Er stellte die Forderung Soziologie als Wissenschaft zu betreiben, welche die Formen der Vergesellschaftung und nicht deren Inhalte zur Hauptaufgabe erklären sollte. Simmel sieht die Gesellschaft nicht als „die Summe der Individuen, sondern als der Prozeß des Netzwerkens zwischen Individuen“ (Diaz-Bone 1997: 6).

Britische Sozialanthropologen als Wegweiser der Netzwerkanalyse

Als die Wissenschaftsdisziplin, die sich als erste der Analyse sozialer Netzwerke verschrieben hat, muss die Sozialanthropologie genannt werden.

In den fünfziger Jahren entwickelte sich die Netzwerkanalyse in der britischen Sozialethnologie – unter John Barnes, A.L. Epstein, Max Gluckman, Elizabeth Bott, Siegfried Nadel und Clyde Mitchell - als eine Art Protestbewegung zum Strukturfunktionalismus heraus, der damals vorherrschend war (Schweizer 1989: 5).

Die Netzwerkanalyse bot die Möglichkeit den Strukturfunktionalismus der auf Fragen gesellschaftlicher Integration abzielte, zu überwinden, da nach Meinung der damaligen britischen Sozialanthropologen die Netzwerkanalyse ein geeignetes Instrumentarium zur Beobachtung sozialer Beziehungen darstellte (Kim 2001). Dass heißt, *„Handlungen sollten nicht mehr durch internalisierte Werte erklärt werden, sondern durch ihr Stattfinden in lokalen sozialen Strukturen“* (Diaz-Bone 1997: 11).

In der heutigen ethnologischen Forschung findet die Netzwerkanalyse vor allem in der Sozial-, Wirtschafts-, politischen und in der Stadtethnologie ihre Anwendungsbereiche (Schweizer 1989: 11).

Die Netzwerkforschung hat sich seit ihren Anfängen in der Sozialanthropologie zu einem hoch standardisierten Verfahren entwickelt.

3.3.2 Definition „soziales Netzwerk“ und „soziale Unterstützung“

Der Netzwerkbegriff wird in vielen wissenschaftlichen Disziplinen verwendet. Deshalb ist wichtig den für diese Arbeit benötigten soziologischen Netzwerkbegriff herauszuarbeiten, um sinnvoll mit dem Begriff des sozialen Netzwerkes umgehen zu können. *„Unter einem sozialen Netzwerk versteht man eine Menschen geschaffene soziale Struktur, ein System sozialer Beziehungen zwischen Individuen“* (Hennerbichler, 1998: 24).

Weyer sieht den Fokus des soziologischen Netzwerkkonzepts auf

- „gesellschaftliche Prozesse, die sich durch soziales Handeln bzw. soziale Kommunikation konstituieren, sowie
- gesellschaftliche Strukturen, deren Genese und deren Dynamik auf die Wechselwirkung von Handlungen bzw. Kommunikationen bezogen werden kann.“

(Weyer 2000: 13)

Die Akteure in einem Netzwerk können neben Individuen auch Organisationen, Familien, politische Akteure sein (Hollstein 2001). Neben der Analyse der einzelnen sozialen Beziehungen in einem Netzwerk versucht die Netzwerkforschung auch Auskunft über die Relationen zwischen diesen einzelnen Beziehungen zu geben (Hollstein 2002: 39). So erlangt man Kenntnis über das Verhältnis zwischen den

einzelnen Beziehungen. In dieser Arbeit werden lediglich die informellen Netzwerke von Individuen betrachtet, das heißt, informelle Beziehungen, wie Familien- und Freundschaftsbeziehungen die zwischen sozialen Akteuren angegeben werden. Das soziale Netzwerk gibt die „objektiven Charakteristika“ von Beziehungen zu Personen an, dazu zählen das Alter, Geschlecht, Rollenbeziehung usw. (Martin 2005: 181). Im Netzwerkkonzept wird die „*formale Struktur*“ der sozialen Beziehungen erfasst (Hollstein 2002: 41).

Zu diesen formalen Strukturen zählen:

- o) die Größe des Netzwerkes
- o) die Kontakthäufigkeit
- o) die räumliche Entfernung zwischen den Netzwerkmitgliedern

(Hollstein 2002: 41).

Das Konzept der sozialen Unterstützung bezieht sich hingegen auf die Qualität der von Personen angegebenen Beziehungen. (Martin 2005). Die Beurteilung der Qualität ist abhängig davon, inwieweit man sich von der zum Netzwerk zugehörig angegebenen Person unterstützt fühlt. Die Form der Unterstützung kann in diesem Zusammenhang sehr unterschiedlich aussehen und von der finanziellen bis zur emotionalen Unterstützung reichen. Als Indikatoren für die Qualität der sozialen Beziehung dienen „*die Häufigkeit der Interaktion, die Bedeutsamkeit der Beziehung, ihre Dauer, die Inhalte der Beziehungen, d.h. die in der Beziehung ausgetauschte Unterstützung, Reziprozität, Kapazität, Multiplexität*“ (Minnemann 1994: 25). Gerade in einer Krisensituation, wie der Verlust des Ehemannes eine darstellt, ist die Qualität sozialer Beziehung und nicht die Häufigkeit des Kontakts zu Netzwerkmitgliedern entscheidend. Die reine Aussage über die Kontakthäufigkeit zu Netzwerkmitgliedern vermag viel weniger zu erklären, wie die Aussage über erhaltene Unterstützungsleistungen und Hilfestellungen von Mitgliedern den sozialen Netzwerkes.

3.3.3 Strukturparameter sozialer Netzwerke

Ein Netzwerk kann man hinsichtlich zwei wesentlicher Strukturparameter untersuchen; zum einen nach der Größe des Netzwerks und zum anderen nach dessen Dichte. Für die Erfassung sozialer Netzwerke sind Strukturmerkmale wie Kontakthäufigkeit, Beziehungsdauer, Alter, Geschlecht und sozialer Status wichtig.

Grundsätzlich muss gesagt werden, dass soziale Netzwerke über die Lebensspanne eher stabil bleiben und wenigen Veränderungen unterworfen sind (Martin 2005: 182). Dass es zu einer quantitativen Abnahme an sozialen Beziehungen im Alter kommt ist natürlich alleine aufgrund der Sterblichkeit nicht von der Hand zu weisen. Auch eine Intensivierung des Kontakts zu Familienangehörigen und nahestehenden Freunden ist mit zunehmenden Alter zu beobachten.

Was das Geschlecht betrifft, so ist auch hier ein Unterschied bezüglich der sozialen Netzwerke über die Lebensspanne zu verzeichnen. Die Frau unterhält im Gegensatz zum Mann intensivere soziale Kontakte. Das ändert sich auch im Alter nicht und legt die Vermutung nahe, dass Frauen „im Alter stärker von sozialen Ressourcen profitieren als männliche Senioren“ (Martin 2005: 183).

Größe des informellen sozialen Netzwerks

Die Größe des sozialen Netzwerks dient als „Indikator für die soziale Einbindung“ (Hollstein 2002: 42) und ist das einfachste Strukturmaß. Die Netzwerkgröße wird oft als „*pauschales Maß für die Bandbreite an im Netzwerk vorhandenen unterschiedlichen Ressourcen und für den Umfang an Ressourcen im Netzwerk angesehen*“ (Diaz-Bone 1997: 58). Anhand der Größe eines Netzwerks wird ersichtlich zu wie vielen Personen ein Befragter eine Beziehung unterhält. Zu den „festen Größen“ eines Netzwerkes zählen allen voran die Verwandten. Aber auch die Anzahl der Freunde, Nachbarn und Arbeitskollegen geben Auskunft über die Größe des Netzwerks einer Person. Die Größe eines informellen sozialen Netzwerks ist insofern von Bedeutung, da ein großes Netzwerk zumeist auch dagegen hilft, sich einsam und isoliert zu fühlen und somit auch in Zusammenhang mit dem Gesundheitszustand steht. In Studien steht die Netzwerkgröße als grober Indikator unter anderem in Verbindung mit dem angegebenen Gesundheitszustand und der Mortalität (Hollstein 2002).

Die Netzwerkgröße hat „*Einfluss auf die Menge an verfügbaren Informationen und kann als potentielle Ressource für die Beschaffung von Arbeitshilfen gesehen werden*“ (Hollstein 2001: 52). Es gibt jedoch auch Untersuchungen, die zeigen, dass große Netzwerke sich negativ auf die emotionale Unterstützung auswirken, da mit wachsender Zahl an Netzwerkmitglieder die Intensität der Kontaktes abnehmen kann.

2. Hypothese (H2):

„Je weniger Netzwerkpartner eine verwitwete Frau hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit sozialer Isolation.“

Dichte des informellen sozialen Netzwerks

Die Dichte eines informellen sozialen Netzwerks beschreibt in welchem Ausmaß die Mitglieder einer Netzwerks untereinander in Verbindung stehen. Die Netzwerkdichte gibt „den Anteil der beobachteten Beziehungen zu den möglichen Beziehungen“ an (Diaz-Bone 1997: 59). Eine Aussage über das Ausmaß der Dichte von Netzwerken lässt sich anstellen, indem man die Enge der persönlichen Beziehungen untersucht (Kim 2001). Ein dichtes Netzwerk zeichnet sich zumeist durch ein hohes Zusammengehörigkeitsgefühl aus und bietet zudem sozialen Rückhalt, der besonders in Krisenzeiten wichtig für die Witwe sein kann (Hollstein 2001). Aber auch hier kann ein dichtes Netzwerk negative Auswirkungen haben. Diese Auswirkungen können sich in Form von sozialer Kontrolle zeigen (Minnemann 1994). Soziale Kontrolle in dem Sinn, dass von der Witwe gewünschte Veränderungen durch nahestehenden Netzwerkmitglieder kritisiert oder sogar sanktioniert werden.

3. Hypothese (H3):

„Enge soziale Netzwerke schützen verwitwete Frauen vor sozialer Isolation.“

Neben den Strukturparametern von Netzwerken unterscheidet man weiters zwischen den Netzwerktypen „totales Netzwerk“ und „partiell Netzwerk“.

Das totale Netzwerk betrachtet die gesamten sozialen Beziehungen zwischen Personen und die im Netzwerk ausgetauschten Informationen.

Das partielle Netzwerk hingegen ist die übliche Form Netzwerke darzustellen und ist definiert als „die Beziehung eines bestimmten Typs, (...) die als eine Extraktion aus den totalen Netzwerken abgebildet wird“ (Kim 2001: 24). Zum partiellen Netzwerk zählen Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen. Partielle Netzwerke bezeichnen somit bestimmte Typen von Beziehungen.

Gesamtnetzwerk – ego-zentriertes Netzwerk

Die Unterscheidung zwischen Gesamtnetzwerk und ego-zentriertem Netzwerk beruht auf der Perspektive auf der man Informationen über das Netzwerk erhebt. Die Perspektive der Informationsgewinnung im Gesamtnetzwerk betrifft die Beziehungen aller am Netzwerk teilhabenden Personen, wohingegen im ego-zentrierten Netzwerk lediglich einzelne Akteure untersucht werden (Kim 2001).

Unter einem Gesamtnetzwerk versteht man die „soziale Beziehung in einer Menge von analytisch gleichwertigen Akteuren“ (Schweizer 1989,:12). Im Gegensatz zum persönlichen Netzwerk versteht man das Gesamtnetzwerk als einer Vielzahl von ego-zentrierten Netzwerken in einem Sozialsystem. Das heißt, im Gesamtnetzwerk werden alle im Netzwerk beteiligten Personen und deren Beziehungen betrachtet.

Will man Gesamtnetzwerke untersuchen, so bedarf es oftmals zuerst einer Analyse auf Gruppenebene. Als problematisch für die Analyse von Gesamtnetzwerken erweist sich die Abgrenzung des Netzwerks. Das bedeutet unter anderem, dass abgeklärt werden muss, welche Akteure zu einem Netzwerk gehören und welche nicht sowie welche Relationen untersucht werden sollen. (Jansen 1999: 65).

„Unter einem ego-zentrierten Netzwerk versteht man das um eine fokale Person, das Ego, herum verankerte soziale Netzwerk“ (Jansen 1999: 74).

Das ego-zentrierte Netzwerk wird aufgrund der Betrachtung einzelner Personen auch als persönliches Netzwerk bezeichnet. Ego-zentriert ist gleichbedeutend mit persönlich, weil *„egozentrierte Daten über das soziale Umfeld der befragten oder beobachteten Schlüsselpersonen“* erhoben werden (Schweizer 1996: 241). Das heißt, im ego-zentrierten Netzwerk werden die Beziehungen einzelner Personen untersucht.

Wobei sich bei dieser Form des Netzwerkes direkte und indirekte Beziehungen zwischen den befragten Personen bestimmen lassen. Bei der Analyse ego-zentrierten Netzwerke werden die Befragten als ego und die von ego genannten Personen als *alteri* bezeichnet (Kim 2001: 24).

Das ego-zentrierte Netzwerk befragt eine Person (Ego). Diese nennt jene Personen, mit denen sie in einer sozialen Beziehung steht (Alteri). Um mehr über diese Beziehungen zu erfahren werden zusätzliche Informationen zu diesen von Ego genannten Personen erfragt. Ego nennt zwar die Alteri mit denen er seiner Meinung nach in einer Beziehung steht. Umgekehrt müssen die Alteri aber eine solche Beziehung zu ego nicht notwendigerweise auch empfinden. Es wird aber nicht nur die Beziehung zwischen Ego und Alteri untersucht, sondern auch die Beziehung zwischen den Alteri. Mit Hilfe von *Namensgeneratoren* wird eine Liste von Alteri produziert, die Ego als zu seinem Netzwerk zugehörig empfindet. Diese Namensgeneratoren werden so entwickelt, dass sie das *Kernnetzwerk* von Ego erfassen (Schweizer 1996). Weitere Information über die Beziehung von Ego und Alteri und zwischen den Alteri erhält man indem man *Namensinterpretatoren* einsetzt. (Jansen 1999)

Neben der Netzwerkgröße ist auch die Netzwerkdichte (= Verhältnis der tatsächlichen Netzwerkbeziehungen einer Person zur Zahl der möglichen Beziehungen) kennzeichnend für die Untersuchung von Ego-Netzwerken.

Aufgrund der Begrenztheit der Untersuchungseinheiten sind persönliche Netzwerke im Gegensatz zu Gesamtnetzwerken relativ leicht zu untersuchen und können deshalb bereits in normalen Bevölkerungsumfragen erfasst werden (Pappi 1987; Schweizer 1996). Deshalb werden auch im weiteren Verlauf dieser Arbeit lediglich ego-zentrierte Netzwerke untersucht. Das heißt es wird danach geschaut, welche Art der Beziehung eine Person zu anderen Personen unterhält.

Innerhalb persönlicher Netzwerke muss weiters zwischen Beziehungen zu Verwandten und nicht Verwandten unterschieden werden.

Verwandte

Die Beziehung zu Verwandten ist mit Sicherheit die Beziehung, die am häufigsten und öftesten vorkommt. Sie ist gekennzeichnet durch mangelnde Freiheit bezüglich der Wahl der Verwandten. Es besteht somit eine gewisse Bindung an seine Verwandtschaft, da diese nicht selbst ausgesucht werden kann.

„Die Heirat führt zur Bildung eines ganzen Netzes von Verwandtschaftsbeziehungen und Allianzen, ...“ (Vecchio 1993: 122).

Zu diesem Mangel an Wahlfreiheit kommt noch, dass Verwandte nicht „abwählbar“ sind (Hollstein 2001: 116). Diese Verwandtschaftsbeziehungen können nicht einfach „aufgekündigt“ werden, wie es bei Freundschaftsbeziehungen möglich ist, sondern Menschen bleiben auch bei Abbruch des Kontakts mit diesen Personen verwandt und somit verbunden. Diese Tatsache kann, wie zuvor bei der Dichte informeller sozialer Beziehungen erwähnt, sowohl Vorteile als auch Nachteile in sich tragen, nämlich Sicherheit aufgrund der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit und auf der anderen Seite soziale Kontrolle.

Nachbarn

„Nachbarschaften stellen eine eigentümliche Mischung aus freiwilligen und vorgegebenen Beziehungen dar“ (Hollstein 2001: 125).

Es handelt sich hier um eine vorgegebene Beziehung, weil man sich seine Nachbarn nicht aussuchen kann und weil man ihnen auch nur schwer „auskommt“. Auch hier ergibt sich eine hohes Maß an sozialer Kontrolle, weil der Kontakt zu den Nachbarn oft ungewollt stattfindet, zum Beispiel beim gleichzeitigen Nachhausekommen.

Der wesentliche Vorteil von Nachbarschaftsbeziehungen ist die unmittelbare Nähe und deshalb die schnelle Erreichbarkeit bei Fragen, Wünschen und Problemen.

„Nachbarschaft hatte im Rahmen von dörflichen und städtischen Siedlungsformen für die Sicherheit und Existenz des einzelnen eine wichtige soziale und ökonomische Funktion“ (Mayr-Kleffel 1991: 91f.).

Die Nachbarschaftsbeziehungen sind zwar vor allem in Großstätten, in der Menschen die Anonymität suchen und aufgrund der wachsenden Mobilität der Menschen zurückgegangen, in ländlichen Gegenden jedoch sind Beziehungen zu den Nachbarn noch weitaus stärker gegeben.

Freunde

Freundschaftsbeziehungen können im Gegenteil zu Verwandtschafts- und großteils auch Nachbarschaftsbeziehungen als freiwillige Beziehungen bezeichnet werden.

Diese frei gewählten Freundschaften beruhen zumeist auf gleichen oder ähnlichen Erfahrungen, Interessen oder Einstellungen und können jederzeit aufgekündigt werden (Hollstein 2001). Freunde können demnach für verschiedene „Bereiche“ zuständig sein. Mit den einen Freunden teilt man zum Beispiel die Vorliebe für bestimmte Aktivitäten und mit anderen Freunden sucht man eher ein intimes Gespräch.

Der Begriff „Freunde“ selbst ist nicht eindeutig. Das bedeutet, dass eine Person jemanden als Freund bezeichnen mag, den aber eine andere Person vielleicht nur einen Bekannten nennen würde. Diese Tatsache kann man auf „unterschiedliche kultur- und milieuspezifische Regeln der Begriffsverwendung“ zurückführen (Hollstein 2001: 133). Der Begriff „Bekanntschaft“ weist auf eine höhere Distanziertheit der Beziehung hin. Freundschaften sind hingegen durch intimere Beziehungen gekennzeichnet und können vor allem in Krisensituationen eine große Hilfe sein. Oftmals ist die Hilfe von Freunden in solchen Situationen als hilfreicher oder erfolgreicher zu bewerten; als Hilfe, die von Familienangehörigen kommt.

Neben diesen generellen Unterschieden zwischen Freundschaft und Bekantschaft und Freundschaft und Verwandtschaft gibt es auch Unterschiede in Freundschaftsbeziehungen von Männern und Frauen. Diese Unterschiede betreffen hauptsächlich die Inhalte dieser Freundschaft. Männerfreundschaften zeichnen sich mehr durch gemeinsame Aktivitäten und Interessen aus, wohingegen Frauenfreundschaften eher auf persönlichen Gesprächen miteinander aufgebaut sind. Was die Anzahl der Freundschaften im Bezug auf das Geschlecht betrifft, so zeigen sich Unterschiede erst nach der Familiengründung. Ab diesem Zeitpunkt sinkt die Anzahl der Freunde von Frauen. Im Alter sind neben den Frauen aber auch die Männer von einer geringeren Anzahl an Freundschaften betroffen.

Allgemein gilt: *„Familienstand, familiäre Verpflichtungen, Erwerbsstatus oder öffentliches Engagement können als geschlechtsspezifisch differentiell verteilte*

Zwänge oder Gelegenheits- und Anreizstrukturen betrachtet werden, die Freundschaften behindern oder fördern“ (Hollstein 2001: 153).

Vereine

Für Vereine gelten ähnliche Merkmale wie für Freundschaften. Die Beteiligung am Vereinsleben ist wie bei Freundschaftsbeziehungen von der freien Wahl und der jederzeit möglichen Abwahl gekennzeichnet. Identische oder ähnliche Interessen und Anschauungen sind entscheidend, ob eine Mitgliedschaft in einem Verein angestrebt wird oder nicht. Ein gemeinsamer Zweck steht im Vordergrund (Hollstein 2001).

Nach Hollstein stellen Vereine keine Einrichtung für die intime und persönliche Angelegenheiten dar, sondern das „gemeinsame, aber spezialisierte sachlich-unpersönliche Interesse“ (Hollstein 2001: 132) ist vordergründig. Es können zwar sehr wohl Freundschaften in Vereinen existieren, doch sind diese aufgrund des oftmals raschen Wechsels der Vereinsmitglieder nicht unbedingt die Regel.

3.3.3 Theorieansätze zur Netzwerkanalyse

Wie bereits erwähnt gibt es keine explizite soziologische Theorie der Netzwerkanalyse. Es existiert lediglich „*eine methodologische Position, die im Kern soziologische Theoreme enthält*“ (Diaz-Bone 1997: 22).

Es gibt unterschiedliche Auffassungen über die Entstehung von Netzwerken und sozialen Beziehungen. Es sollen hier in aller Kürze drei unterschiedliche Standpunkte behandelt werden, die bezüglich der Entstehung von Netzwerken auf unterschiedlichen Ebenen argumentieren.

Auf der Makroebene argumentiert P.M. Blau mit seiner Theorie über die Gelegenheitsstruktur. Für die Stützung seiner Theorie zieht er Bevölkerungsverteilungen heran. Blau geht nicht davon aus, dass Beziehungen zwischen Personen aufgrund von Ähnlichkeiten zwischen diesen Personen entstehen, sondern dass die Entstehung sozialer Beziehungen auf Merkmale der Sozialstruktur zurückzuführen sind (Kim 2001: 42). In seiner makrosoziologischen Theorie sind demnach strukturelle Sachverhalte dafür verantwortlich soziale Beziehungen und Freundschaften einzugehen oder eben nicht. Nach Blau zeichnen soziale Beziehungen die soziale Interaktion und Kommunikation zwischen ihren Teilen, also ihren Gruppen, Klassen und sozioökonomischen Schichten aus (Blau 1978: 203).

Im Gegensatz zu Blau setzt S.L. Feld in seiner Focustheorie auf der Mesoebene der Gruppen an (Kim 2001: 45). Mit Fokus ist in dieser Theorie gemeint, dass das Entstehen und Beibehalten von sozialen Beziehungen sehr stark davon abhängig ist aus welchen Personenkreisen die Freunde stammen. Das heißt, neue soziale Beziehungen ergeben sich zumeist durch Personenkreise, wie Verwandtschaften, Arbeitsumfeld, Nachbarschaften und Vereine. Diese verschiedenen Foci bilden eine „organisierte Struktur“ (Kim 2001: 47).

Die wichtigste Aussage in Blau's Theorie ist, dass *„die Wahrscheinlichkeit für die beobachtbare Clusterung sozialer Beziehungen größer wird, wenn zwei Personen eine Beziehung zum selben Focus haben“* (Kim 2001: 46). Somit tragen die Gruppen, in denen man sich bewegt maßgeblich zur Entstehung neuer sozialer Beziehungen bei.

Der Punkt auf den es hier ankommt, sind die gemeinsamen Interessen. Werden gemeinsame Ziele oder Interessen verfolgt, wie etwa in einem Verein, durch dessen Vereinsmitgliedschaft man ja schon das gleiche Interesse bekundet, so erleichtert dies den Einstieg in Kommunikation und weiterführend in soziale Beziehungen.

Man könnte sagen, dass gleiche Interesse eine geeignete Basis für die Entstehung und Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen schafft.

Granovetter hingegen versucht in seiner Theorie über die „Stärke der schwachen Beziehungen“ auf der Makroebene den Einfluss von sozialen Beziehungen auf die Entstehung und Veränderung der Sozialstruktur zu untersuchen (Kim 2001: 48).

Was die Stärke einer Beziehung ausmacht, zeigt seine Definition: *„... the strength of a tie is a (probably linear) combination of the amount of time, the emotional intensity, the intimacy (mutual confiding), and the reciprocal service which characterize the tie. (...“* (Granovetter 1973: 1361)

Kann eine Beziehung als stark bezeichnet werden, dann sind diese drei Komponenten vorhanden. Schwache Beziehungen hingegen zeichnen sich durch Fehlen dieser Komponenten aus. Die Bildung von Gruppen mit starken Beziehungen untereinander bringt jedoch Nachteile für das Gesamtnetz. Durch die starke Konzentration auf die eigene Gruppe sind diese Akteure vom Gesamtnetz abgeschottet. Somit herrscht zwar innerhalb der Gruppe eine starke Beziehung, das Gesamtnetzwerk zeichnet sich dadurch jedoch durch schwache Beziehungen aus. Diese schwachen Beziehungen sind eher in der Lage eine Verbindung zwischen *verschiedenen* kleinen Gruppen herzustellen als starke Beziehungen. (Granovetter 1973: 1373).

Granovetter betont die Eigenschaften von schwachen Beziehungen. So wirken nach ihm gerade die schwachen Beziehungen auf soziale Kohäsion. Er bringt dies am Beispiel einer Person, die den Arbeitsplatz wechselt. Diese Person wechselt nicht nur

von einem Netzwerk, dem der alten Arbeitsstelle, zu dem neuen Netzwerk, sondern es wird überdies hinaus eine Verbindung zwischen den beiden geschaffen.

Netzwerkanalyse und Soziales Kapital

„Die Netzwerkanalyse ist ein Instrument, das soziale Ressourcen oder soziales Kapital erfassen kann“ (Jansen 1999: 22).

Soziales Kapital besitzen Individuen dann, wenn sich *„Handlungschancen nicht nur durch materiellen Kapitalbesitz oder durch ihre eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten (Humankapital) eröffnen, sondern auch aus ihrer Einbettung in soziale Systeme Gewinn ziehen können“* (Jansen 1999: 99). Soziales Kapital ist somit im Unterschied zu ökonomischem Kapital oder zum Humankapital nicht in der Hand eines einzelnen Akteurs, sondern steht in Abhängigkeit von den Beziehungen zwischen Personen in einem Netzwerk. Diese Beziehungen können auch indirekt sein, das heißt auch Personen die nicht in direkten Kontakt miteinander stehen, können ihr jeweiliges soziales Kapital beeinflussen.

Das soziale Kapital erfüllt eine Art „Scharnierfunktion“ (Jansen 1999) zwischen Personen und dem Netzwerk. Diese Funktion dient dazu folgende Fragen zu beantworten:

- 1) Welches soziale Kapital beziehen einzelne Akteure aus ihrem Netzwerk?
- 2) Verfügen einzelne Gruppen in Netzwerken über soziales Kapital?
- 3) Wie wirkt sich soziales Kapital auf die Gesamtgesellschaft aus?

(Jansen 1999: 23)

Es zeigt sich hier, dass soziales Kapital einerseits ein „privates Gut mit privatem Nutzen“ und andererseits ein „Kollektivgut mit Nutzen für die Gruppen- oder Netzwerkmitglieder“ sein kann (Jansen 2000: 37).

Soziales Kapital besitzt eine einzelne Person dann, wenn sie ein gewisses Prestige genießt und Macht inne hat. Hier soll untersucht werden wie wichtig ein Akteur im Netzwerk ist. Hingegen geht es unter Punkt 2 nicht mehr um einzelne Akteure, sondern um die Beziehung zwischen Gruppen, wobei diejenigen Akteure zusammengefasst (gruppiert) werden, die ähnliche Rollenmuster aufweisen. Die gebildeten Gruppen werden anschließend im Bezug auf verschiedene Fragestellungen miteinander verglichen, wie etwa Über- und Unterordnung von Gruppen.

Will man die Wirkung von sozialem Kapital für eine Gesamtgesellschaft untersuchen, so bedarf es immer einem Vergleich dieser mit einer anderen Gesellschaft, um Aussagen über die Leistungsfähigkeit von Netzwerken machen zu können.

Das Netzwerkkonzept wird oftmals mit dem Unterstützungskonzept verknüpft.

Hollstein (2001) nennt zwei Ansätze, die sich bezüglich der Bestimmung von Netzwerkmitgliedern unterscheiden, nämlich den Austausch-Ansatz und den Rollenansatz.

Der Austausch-Ansatz befasst sich als Untersuchungsform mit den Funktionen beziehungsweise den Inhalten von Beziehungen. In diesem Ansatz werden die Funktionen der Mitglieder eines Netzwerks untersucht, das heißt, es wird untersucht welche Stellung das Netzwerkmitglied im Netzwerk inne hat.

Der Rollenansatz stellt „die Rollenbeziehung im Verhältnis zur Befragungsperson“ in den Vordergrund der Untersuchung (Hollstein 2001: 47). Zu den Verwandten, Freunde, Nachbarn etc. werden zusätzlich sozialstrukturelle Merkmale erhoben. Die Beziehung zu diesen Personengruppen soll nun näher definiert werden. Eine interessante Frage diesbezüglich wäre, welche Unterstützungsleistung diese einzelnen Gruppen erbringen. Aber auch die Untersuchung der Kontakthäufigkeit mit Freunden zählt zu diesem Ansatz.

3.4 Folgen der Witwenschaft

Wenn der Partner als Netzwerkpartner wegfällt

Dass der Verlust des Ehepartners, welcher oftmals auch die „Hauptbezugsperson“ für die Verwitwete gewesen ist, ein einschneidendes Erlebnis darstellt, kann kaum angezweifelt werden. So sagt Hollstein darüber: *„Die Verwitwung gehört sicherlich zu den Ereignissen im Lebenslauf, die mit dem größten Maß an Diskontinuität verbunden sind“* (Hollstein 2002: 14).

Diese teilweise abrupte Beendigung der gewohnten Lebensverhältnisse stellt eine Herausforderung vor allem für das Alter dar. Soziale Isolation ist gerade bei solch einer Veränderung der gewohnten Lebensverhältnisse keine Seltenheit. Doch Verwitwung geht nicht zwangsläufig mit Isolation einher. Dies zu glauben wäre ein Trugschluss. Minnemann (1994) spricht im Bezug auf Alleinleben und Isolation sogar von „einer der hartnäckigsten sozialen Mythen“ (Minnemann 1994: 51).

*„Bei relativ vielen Witwen, die sich als sozial integriert erleben, findet sich auch im Alter der Wille, die Situation des Partnerverlustes **aktiv** zu meistern“* (Stappen 1988: 17).

Die soziale Unterstützung nach dem Tod des Partners zählt in der Literatur zu einem der wesentlichsten Faktoren für eine erfolgreiche Bewältigung des Verlustes (Höpflinger 1994). Der Kontakt zu Verwandten und Freunden ist äußerst wichtig, um einer sozialen Isolation der Verwitweten vorzubeugen. Der gegenseitige Austausch in familiären und freundschaftlichen Beziehungen ist deshalb sicherlich als einer der wesentlichsten Punkte für eine gelungene Anpassung an die neue Lebenssituation zu werten. Außerdem können, wie Hollstein (2002: 52) schreibt, gewisse Funktionen und Interessen, die vor der Verwitwung der Ehepartner erfüllt hatte, von Verwandten und Freunden übernommen werden. Man spricht hier von strukturellen Äquivalenten.

Dießenbacher (1985) interviewte Frauen nach dem Tod des Mannes und kam zu dem Ergebnis, dass Frauen nach diesem Ereignis nicht zwangsläufig lebensunfähig werden, sondern sich sogar neuen Herausforderungen stellen und neue Aktivitäten finden, die ihr Leben wieder bereichern. Die Verwitwung wird also nicht zwangsläufig zu einer in allen Belangen reduzierten letzten Phase des Lebens, sondern hält dank neu gewonnener Unabhängigkeit auch neue Herausforderungen für die Witwe bereit.

4. Hypothese (H4):

„Verwitwete Frauen sind häufiger von sozialer Isolation betroffen, als verheiratete Frauen.“

3.4.1 Sozialstrukturelle Merkmale der Verwitwung

Der sozioökonomische Status einer Person hat sowohl Einfluss auf die Sterblichkeit als auch das soziale Netzwerk einer Person. Es ist daher wichtig die Merkmale Schicht und Bildung in Bezug auf die Verwitwungsthematik anzusprechen.

Es sind oftmals genau diese Merkmale, nämlich soziale Schicht und Bildung, aber auch Alter und Geschlecht, die ausschlaggebend für die Netzwerkpartnerwahl sind.

Welche Personen in das eigene Netzwerk aufgenommen werden hängt somit sehr stark von der Homogenität der Netzwerke ab (Minnemann 1994).

Die Ergebnisse zahlreicher Studien haben ergeben, dass Personen mit niedrigem sozioökonomischen Status über ein kleineres Netzwerk verfügen, als Personen mit einem höheren sozioökonomischen Status (Martin 2005: 184). Die Netzwerke in der unteren Bildungsschicht sind statushomogener. Ob die Netzwerkgröße in diesem Zusammenhang ein Mehr oder Weniger an intensiven Kontakten bedeutet, ist bis dato nicht geklärt. Gezeigt wurde jedoch, dass Personen mit niedrigem sozioökonomischen Status stärkeren Kontakt zu Angehörigen pflegen, als Personen mit höherem sozioökonomischen Status. Dieser Umstand ergibt sich aus dem tendenziell größeren – vor allem außerfamiliären - Netzwerk von Höhergebildeten.

Verfügt eine Person über materielle Ressourcen und höhere Bildung, so gelingt oftmals die Anpassung an die neue Lebenssituation als Witwe leichter. Auf den Aspekt der Bildung wird im nächsten Kapitel genauer eingegangen.

3.4.2 Soziale Netzwerke von Frauen als Isolationskompensation

Der Einfluss sozialer Beziehungen auf nahezu alle Lebensbereiche ist hinlänglich bestätigt. Inwieweit soziale Netzwerke auf das Leben von Frauen nach der Verwitwung Einfluss nehmen können, soll in diesem Kapitel herausgefunden werden.

„Informelle Beziehungen wie Familien-, Freundschafts- oder Nachbarschaftsbeziehungen sind wichtig insbesondere in (...) Belastungssituationen oder Verlustereignissen (...)“ (Hollstein 2001: 13).

Die Bedeutung die gerade bei einem Ereignis wie der Verwitwung, dem sozialen Netzwerk zukommt ist erheblich, wenn nicht sogar die wichtigste „Vorsorge“ gegen eine soziale Isolation nach einem Partnerverlust. Wie Minnemann (1994) schreibt, ist der Verlust des Partners bzw. einer nahestehenden Person auch immer eine Belastung für das soziale Netzwerk einer Person.

Bezüglich des Geschlechts unterscheidet sich das soziale Netzwerk der Frau in einigen wichtigen Punkten von dem des Mannes. *„Das soziale Netzwerk von Frauen enthält einen höheren Anteil an verpflichtenden Beziehungen als ihn Männer gemeinhin kennen (...)“* (Mayr-Kleffel 1991: 147). Vor allem im Bezug auf familiäre und außerfamiliäre Netzwerke gibt es zwischen den Geschlechtern einige markante Unterschiede, wie im weiteren Verlauf der Arbeit zu sehen sein wird.

Zurückzuführen sind diese Unterschiede unter anderem auf das Bildungsniveau, die Erwerbstätigkeit bzw. Nicht-Erwerbstätigkeit von Frauen, den ehelichen Dominanzverhältnissen des Mannes und vielen mehr.

Bildungsniveau und Berufstätigkeit

Betrachtet man frühere Generationen, so ging die Berufstätigkeit der Frau Hand in Hand mit der Orientierung am traditionellen Rollenbild. Das heißt, Frauen erledigten die Kindererziehung und die Hausarbeit, während die Männer berufstätig waren und für die finanzielle Versorgung der Familie aufkamen.

„Die Erwerbsphase von Frauen ist häufig nicht nur am Anfang durch Erziehungsarbeit, sondern auch am Ende durch unbezahlte Familienarbeit beschnitten“ (Stiehr & Spindler 2006: 9).

Wie bereits ausgeführt, wirkt sich ein einseitiges Dominanzverhältnis auch auf die Bildungsbeteiligung der Frauen aus. Wie aus der Literatur hervorgeht, ist aber gerade das Bildungsniveau mitverantwortlich dafür, dass im Alter die Verwitwung besser bewältigt werden kann. Das heißt, für die Bewältigung des Partnerverlustes spielen auch die *„biographischen Erfahrungen und die im Laufe des Lebens erworbenen Kompetenzen“* eine entscheidende Rolle (Hollstein 2002: 14).

Die immer stärker ansteigende Qualifikation von Frauen und ihre immer stärkere Orientierung an der Erwerbsarbeit sind jedoch ein Zeichen dafür, dass Bildung und Berufstätigkeit auch immer stärker Frauensache werden (Backes 1993).

Dieser Faktor für die Bewältigung des Partnerverlustes könnte somit in Zukunft eine geringere Rolle spielen, da immer mehr Frauen an Bildung teilnehmen und berufstätig sind. Hollstein meint, dass Witwen in Zukunft „kompetenter“ werden, da die immer stärker werdende Orientierung nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf „als Indiz für eine stärkere Sach- und Außenorientierung“ gewertet werden kann (Hollstein 2002: 327).

Wenn das steigende Bildungsniveau und die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen als Anzeichen dafür gewertet werden können, dass Frauen nach der Verwitwung eher ein „neues Leben“ beginnen, dann könnte es sein, dass diese Faktoren in Zukunft weniger zu erklären vermögen, da ein allgemein höheres Bildungsniveau und eine stärkere Außenorientierung vorhanden sein wird.

5. Hypothese (H5):

„Frauen, die ein niedriges Bildungsniveau haben und nie erwerbstätig waren, sind eher von sozialer Isolation betroffen, als Frauen mit einem hohen Bildungsniveau und Frauen die erwerbstätig waren bzw. sind.“

Einseitiges Dominanzverhältnis in der Ehe

„Witwen mit einem vom Ehemann unabhängigen „dichten“, weiblichen Netzwerk von Freundinnen, Nachbarinnen und Verwandten, führen nach dem Tod des Partners eher ein ähnlich intensives soziales Leben wie vorher als die Witwen mit einem anders strukturierten Freundes- und Bekanntenkreis; diese erleben durch den Tod des Mannes große Einbrüche in ihrem Netzwerk“ (Mayr-Kleffel 1991: 178).

Das Leben vor der Verwitwung ist oftmals sehr stark von einem einseitigen Dominanzverhältnis geprägt (Höpflinger 1999: Stappen 1988).

Durch die Berufstätigkeit der Frau ist das traditionelle Rollenbild zwar weicher geworden, doch obliegt die Kindererziehung und Haushaltsführung auch in der heutigen Zeit und in einem noch beträchtlicheren Ausmaß in früheren Generationen, der Frau. Im traditionellen Rollenbild wurde der Frau der Innenbereich zugeteilt, während der Mann für den Außenbereich zuständig war (Nave-Herz 1972).

Eine zu starke Zentrierung auf die Familie und Ehe hat im Alter und in einem noch stärkeren Maße nach dem Tod des Ehepartners negative Auswirkungen auf die Bewältigung des Partnerverlustes. Oft erschwert die starke Zentrierung auf den Mann auch die außerfamiliären Kontakte.

„Akute Einsamkeit bei betagten Frauen ist (...) nicht selten gerade das Ergebnis einer jahrzehntelangen ausschliesslichen Konzentration auf eheliche und familiäre Bindungen“ (Höpflinger 1994: 76).

Das ausschließliche „Dasein für die Familie“ beeinflusst somit, wie in weiterer Folge noch erörtert wird, die sozialen Kontakte der Frau außerhalb des Familienverbandes auf eine negative Weise. Auch die Bildungs- und Freizeitaktivitäten leiden unter solch einer Konzentration auf die Familie. Das bedeutet, dass Frauen ihre eigenen Wünsche oftmals hinter die des Ehemanns und der Kinder stellen. Frauen, vor allem früherer Generationen, richteten ihr Leben nach den Bedürfnissen des Mannes aus und stellten ihre eigenen Interessen in den Hintergrund. Fällt es Frauen schwer, sich an die neue Lebenssituation nach dem Verlust des Partners anzupassen, dann kann diese Tatsache dazu führen, dass die Vergangenheit idealisiert und deshalb eine Neuorientierung erschwert wird (Stappen 1988).

Wenn Paare hingegen ihre Zeit nicht ausschließlich miteinander verbringen, sondern eigenen Interessen und Aktivitäten nachgehen, so kann dies ein Grund dafür sein, mit der späteren Verwitwung besser umgehen zu können. Hollstein (2002) meint aber auch, dass die „unterdrückten“ Interessen der Frau während der Ehe, nach der Verwitwung als Ressource dafür dienen, dem Leben neue Ordnung zu geben. Hollstein (2002) bringt einen weiteren wichtigen Aspekt zur Sprache, nämlich dass Frauen gerade wegen persönlichen Interessens- und Beziehungsmangel dazu neigen, sich überwiegend auf den Partner zu konzentrieren und ihn zu ihrem Lebensmittelpunkt zu machen. Gerade diese Stellung kann sich für die Bewältigung des Partnerverlustes als schwierig erweisen.

Das heißt Frauen unterdrücken ihre Interesse bei einer starken Bindung zum Partner nicht generell, sondern es kann umgekehrt der Fall sein, dass Frauen aufgrund mangelnder eigener Interessen und mangelnder Freundschaftsbeziehungen eine starke Konzentration auf den Partner zeigen.

Neben diesen Faktoren hat sich herausgestellt, dass in Bezug auf die Verlustbewältigung weitere Unterschiede zwischen familiären Netzwerken und außerfamiliären Netzwerken bestehen können. Hier eine Unterscheidung zu treffen ist auch für die empirische Analyse wichtig.

3.4.2.1 Familiäre Netzwerke

„Familiale Beziehungen sind für ihr Mitglieder vertrauenswürdige, auf Dauer angelegt Beziehungen, die zu einem hohen Maß an Geschlossenheit (closure) neigen und ein hohes Maß an sozialer Kontrolle ermöglichen.“ (Diaz-Bone 1997: 137)

Diese familialen Netzwerke haben gerade für ältere Menschen einen wichtigen Stellenwert. Auch heute noch sind es hauptsächlich Familienmitgliedern, allen voran die Töchter und Stieftöchter, die ihre Familienangehörigen pflegen.

Die *„intime Beziehung zu Angehörigen und speziell Töchter leisten oft einen wesentlichen Beitrag bei der Trauerarbeit des überlebenden Elternteils“* (Höpflinger 1994: 62). Familiäre Beziehungen sind demnach für die Trauerbewältigung und die Anpassung an die neue Lebenssituation als Witwe von enormer Bedeutung. Vor allem kurze Zeit nach der Verwitwung, sind Kinder eine wichtige Stütze für das Elternteil und können dadurch helfen Isolationsversuche unmittelbar nach dem Tod zu verhindern.

Diese Tatsache ist auch schon der erste Unterschied zwischen Frauen und Männern. Ist das familiäre Netzwerk der Frau ein enges, so zeichnet sich die Beziehung der Frau zu Verwandten als intensiv aus und basiert auf gegenseitige Hilfeleistungen. Ist hingegen das familiäre Netzwerk eher ein loses, so werden mehr „externe Beziehungen“ gepflegt (Mayr-Kleffel 1991). Allgemein lässt sich sagen, dass wesentlich mehr Frauen in das verwandtschaftliche Netzwerk eingebunden sind als Männer, sowohl was die Häufigkeit der Kontakte als auch was die Anzahl der Personen im familiären Netzwerk betrifft (Mayr-Kleffel 1991). Eine zu starke Konzentration auf das familiäre Netzwerk kann sich jedoch negativ, als Abhängigkeit von Familienangehörigen auswirken. Das familiäre Netzwerk kann also sowohl Stütze als auch Bremse bei der Bewältigung des Lebens nach dem Tod des Mannes sein.

Neben der Kontakthäufigkeit und der Anzahl der Mitglieder des familiären Netzwerkes spielt auch die geographische Distanz zu den Angehörigen eine erhebliche Rolle (Höpflinger 1994). Die örtliche Entfernung zu Familienmitgliedern, allen voran den Geschwistern, ist nicht unerheblich dafür verantwortlich, ob ein Kontakt vorhanden ist und wie häufig dieser stattfindet. Mit der Entfernung sinkt auch die Kontakthäufigkeit zu Familienangehörigen, unter anderem wegen der geringeren Mobilitätsbereitschaft im gehobeneren Alter (Hollstein 2001).

3.4.2.2 Außerfamiliäre Netzwerke

Neben dem familiären Netzwerk spielen auch die außerfamiliären Netzwerke eine große Rolle für die Bewältigung des Verlusts. Diese Netzwerke helfen vor allem jenen Verwitweten nicht zu vereinsamen, die keinen Kontakt zu Familienangehörigen haben,

beziehungsweise wenn die verwitwete Frau keine näheren Verwandten mehr besitzt. Freundschaften haben somit einen hohen Stellenwert für die Vermeidung von sozialer Isolation (Badura 1981: 21).

Stappen (1988) meint, dass Verwitwete sogar mehr Kontakte außerhalb der Familie aufweisen, als Verheiratete. Frauen stellen nach der Verwitwung oft Kontakt zu Frauen mit ähnlichen Schicksalen her, um sich gegenseitig auszutauschen.

Dass heißt, Kontakt zu Freunden, Bekannten oder Nachbarn kann für die Trauerbewältigung und im Anschluss für die Neuordnung des Lebens von Frauen eine große Hilfe sein. *„Nach der Verwitwung erweisen sich sowohl diese persönlichen Freundschaften wie auch die Aktivitätsorientierung als wichtige Ressource“* (Hollstein 2002: 267). Auch wird bei außerfamiliären Netzwerken von einer „Ressource für die individuelle und gesellschaftliche Emanzipation“ gesprochen (Stiehr & Spindler 2006: 10).

Die Häufigkeit und die Art der freundschaftlichen Kontakte hängen vom Bildungs- und Einkommensniveau der Verwitweten ab. So meint Höpflinger etwa, dass sich „ein aussenorientierter Lebensstil in jüngeren Lebensjahren auch im Alter“ noch als wirksam erweisen kann (Höpflinger, 1994: 88).

Der Kontakt zu den Nachbarn ist zwar für die erste Phase der Trauer nicht so wichtig, wie etwa der zu Angehörigen, doch sind gerade gute Nachbarschaftskontakte von Vorteil, um verwitwete Frauen vor einem Rückzug aus der Gesellschaft zu bewahren. Durch die örtliche Nähe von Nachbarn werden Veränderungen an den Verwitweten oft als erste bemerkt.

6. Hypothese:

Außerfamiliäre Netzwerke schützen verwitwete Frauen eher vor sozialer Isolation als familiäre Netzwerke.

ZUSAMMENFASSUNG

Diese sechs Hypothesen, die aufgrund der Erkenntnisse aus der einschlägigen Theorie zu diesem Thema generiert wurden, sollen nun anhand statistischer Methoden einer Prüfung unterzogen werden. Die erarbeitete Theorie wird in diesem zweiten großen Abschnitt empirisch untersucht und die Ergebnisse danach mit der aus der Theorie gewonnenen Erkenntnis verglichen.

Zuvor werden die wichtigsten Punkte dieses ersten Abschnittes – dem theoretischen Rahmen – in aller Kürze zusammengefasst.

Die Ausgestaltung des Ehelebens ist auch nach dem Tod des Ehepartners ein entscheidender Faktor für die Bewältigung des Verlustes und die Anfälligkeit für soziale Isolation. War das Eheleben für die Frau von Kindererziehung und Haushaltsführung, also von einem eher traditionellen Rollenbild geprägt, so war auch die Abhängigkeit vom Partner viel stärker als etwa bei Frauen die erwerbstätig waren, was sich für die Frau negativ auf die Zeit nach dem Tod des Partners auswirken könnte. Den eigenen Interessen außerhalb der Ehe nachzugehen wirkt sich hingegen positiv auf das Leben der Frau nach dem Tod des Mannes aus.

Im Mittelpunkt des theoretischen Teils der Arbeit stehen jedoch die sozialen Netzwerke und ihre Hilfestellung gegen eine soziale Isolation der Witwe.

Als die wichtigsten Strukturparameter von sozialen Netzwerken lassen sich die Netzwerkgröße und die Netzwerkdicke ausmachen. Die Netzwerkgröße liefert Auskunft darüber mit wie vielen Personen die Witwe in Kontakt steht, wohingegen die Dichte des Netzwerks das Ausmaß dieser Kontakte und das Gefühl der Zusammengehörigkeit wiedergibt.

Grob lassen sich soziale Netzwerke in familiäre und außerfamiliäre Netzwerke einteilen. Bezüglich ihrer Intensität und ihrer Leistungsfähigkeit finden sich zwischen diesen beiden einige Unterschiede. Das familiäre Netzwerke bietet gerade in der ersten Zeit nach der Verwitwung großen Halt. Die soziale Kontrolle der Witwe durch Verwandte kann jedoch als eine negative Komponente der familiären Netzwerke hervorgehoben werden.

Diese soziale Kontrolle ist bei außerfamiliären Netzwerken weniger gegeben, da Freundschaftsbeziehungen im Gegensatz zu Verwandtschaftsbeziehungen aufkündbar sind. Diese außerfamiliären Netzwerke sind wichtig, um die verwitwete Frau vor einem Rückzug aus der Gesellschaft zu bewahren.

4 Empirischer Teil

Der zweite Teil dieser Arbeit ist dem empirischen Teil gewidmet, der auf Grundlage der Erkenntnisse aus dem theoretischen Teil aufgebaut ist.

Die einzelnen Hypothesen die sich aus dem bisher Erörterten ergeben und in diesem Teil überprüft werden sollen, lauten wie folgt:

H1: „Ältere Frauen überwinden den Tod des Partners schneller als Frauen die in jüngeren Jahren Witwen wurden.“

H2: „Je weniger Netzwerkpartner eine verwitwete Frau hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit sozialer Isolation.“

H3: „Enge soziale Netzwerke schützen verwitwete Frauen vor sozialer Isolation.“

H4: „Verwitwete Frauen sind häufiger von sozialer Isolation betroffen als verheiratete Frauen.“

H5: „Frauen die ein niedriges Bildungsniveau haben und nie erwerbstätig waren, sind eher von sozialer Isolation betroffen, als Frauen mit hohem Bildungsniveau und Frauen die erwerbstätig waren bzw. sind.“

H6: „Außerfamiliäre Netzwerke schützen verwitwete Frauen eher vor sozialer Isolation als familiäre Netzwerke.“

Diese Hypothesen sollen mittels Sekundäranalyse beantwortet werden. Sekundäranalyse bedeutet, dass auf bereits vorhandenes Datenmaterial zurückgegriffen wird. Als der zur Überprüfung der Hypothesen passende Datensatz wurde „Der Deutsche Alterssurvey“ herangezogen.

In diesem ersten Teil werden dieser Survey kurz vorgestellt und die für die Hypothesenüberprüfung relevanten Daten gesondert dargestellt.

Der Deutsche Alterssurvey

Beim „Deutschen Alterssurvey“ (DEAS) handelt es sich um eine repräsentative Quer- und Längsschnittbefragung, die bundesweit durchgeführt wurde.

Durch den Alterssurvey sollen Informationen über Personen ab der zweiten Lebenshälfte, also ab 40 Jahren, gesammelt werden. Aus erhebungspraktischen Gründen bleibt der Alterssurvey jedoch auf Personen bis 85 Jahre beschränkt (KOHLI 2005). Durch diese Einschränkung sollen Verzerrungen vermieden werden können.

Der Alterssurvey beinhaltet folgende Themenschwerpunkte:

- Arbeit und Ruhestand
- Generationen, Familie und soziale Netzwerke
- Außerberufliche Tätigkeiten und ehrenamtliches Engagement
- Wohnen und Mobilität
- Wirtschaftliche Lage und wirtschaftliches Verhalten
- Lebensqualität und Wohlbefinden
- Gesundheit und Gesundheitsverhalten
- Hilfe- und Pflegebedürftigkeit
- Einstellungen, Normen, Werte und Altersbilder

(Deutsches Zentrum für Altersfragen, www-Seite)

	1. WELLE 1996*	2. WELLE 2002
Erhebungsverfahren	o) Mündliche Befragung o) standardisierter Fragebogen	o) Mündliche Befragung o) standardisierter Fragebogen
Stichprobe	<u>Basis-Stichprobe:</u> 4.838 Personen	<u>Panelstichprobe:</u> 1524 Personengruppen <u>Replikationsstichprobe:</u> 3094 Personen <u>Auslandsstichprobe:</u> 586

(* Der Alterssurvey – Eine allgemeine Einführung; www-Seite)

Vorstellung des Datensatzes

Bei dem verwendeten Datensatz handelt es sich um die 2. Welle des Deutschen Alterssurveys aus dem Jahr 2002 der auf der 1. Welle basiert.

Stichproben

Die 2. Welle des Alterssurveys umfasst insgesamt drei Stichproben.

In die **Panelstichprobe** gelangt ein Großteil der Befragten, die bereits an der 1. Welle teilgenommen haben und zum Zeitpunkt der Erhebung der 2. Welle zwischen 46 und 91 Jahre sind. Es handelt sich somit um eine Wiederholungsbefragung von Personen aus der 1. Welle von 1996.

Bei der **Replikationsstichprobe** handelt es sich um eine repräsentative Stichprobe von Personen die in Privathaushalten leben und zwischen 40 und 85 Jahre sind. Für diese Personen ist die 2. Welle die Erstbefragung. Die Stichprobenziehung bei dieser Erstbefragung erfolgte wie die Stichprobe in der 1. Welle disproportional nach Region, Geschlecht und Alter. Um die Repräsentativität des Surveys zu erreichen, wurden die Fälle unterschiedlich gewichtet.

Bei der dritten Stichprobe handelt es sich um die **Ausländerstichprobe**. Dafür wurden Nicht-Deutsche Staatsbürger im Alter von 40 bis 85 Jahren befragt. Die Ausländerstichprobe wurde gezogen, um die Lebensumstände der Generation von Migranten zu untersuchen, die als ausländische Arbeitskräfte in den 1950er und 1960er Jahren nach Deutschland gekommen waren und nun bereits das Pensionsalter erreicht haben.

Zur Überprüfung der aufgestellten Hypothesen wird ausschließlich der Datensatz der Replikationsstichprobe herangezogen, da die Fragestellungen nicht im Längsschnitt, als Zeitvergleich behandelt werden, sondern im Querschnitt für die in der 2. Welle zum ersten Mal befragten Personen.

4.1 Deskriptive Statistik

In diesem Kapitel werden wichtige Variablen anhand ihrer deskriptiven Merkmale beschrieben.

Der verwendete Datensatz umfasst insgesamt 3084 befragte Personen, von denen 50,2 % männlich und 49,8 % weiblich sind.

Die deskriptive Verteilung des sozialstatistischen Merkmals Alter ergab folgendes Bild:

Tabelle 3: Häufigkeiten Alterskategorien Männer und Frauen gesamt

	Häufigkeiten (absolut)	Prozent	Kumulierte Prozent
40 – 49 Jahre	723	23,4	23,4
50 – 59 Jahre	613	19,9	43,3
60 – 69 Jahre	744	24,1	67,4
70 – 79 Jahre	781	25,3	92,8
80 Jahre und älter	223	7,2	100

(N= 3084)

Rund ein Viertel aller befragten Personen sind zwischen 70 und 79 Jahre alt. Die Alterskategorie „80 Jahre und älter“ ist mit 7,2% am schwächsten repräsentiert.

Eine der Kernaussagen in dieser Arbeit ist, dass Frauen länger leben als Männer und somit auch öfter verwitwet sind. Inwieweit sich diese Tatsache auch in den Daten des Alterssurveys widerspiegelt, zeigt die nachstehende Grafik.

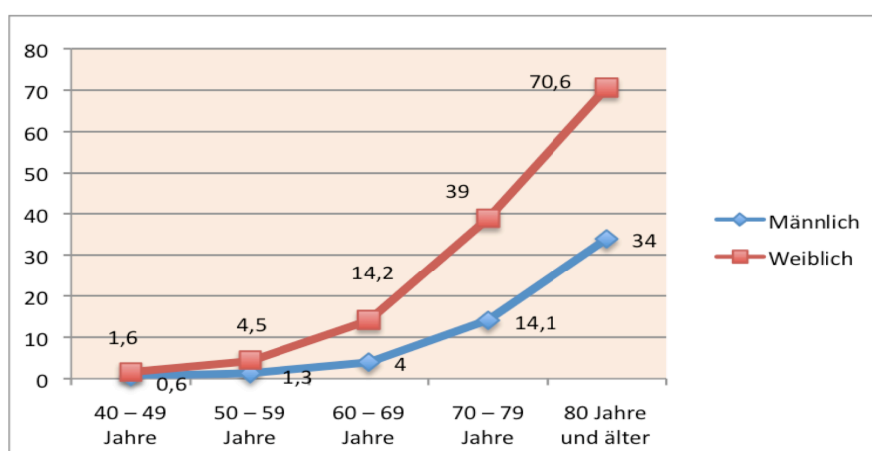


Abbildung 2: Familienstand "verwitwet" nach Alter und Geschlecht
(in %)

n männlich= 113
n weiblich= 303

Alleine der erste Blick auf diese Grafik zeigt, dass Frauen in allen Alterskategorien häufiger verwitwet sind als Männer.

Ist der Unterschied in den Kategorien „40 – 49 Jahre“ und „50 – 59 Jahre“ zwischen den Geschlechtern noch kleiner, so geht die Schere jedoch ab der Kategorie „60 – 69 Jahre“ deutlich auseinander. So sind 14,1% der Männer im Alter zwischen 70 und 79 Jahren verwitwet, wohingegen die Prozentzahl in dieser Alterskategorie bei den Frauen bereits bei 39% liegt. Den deutlichsten Unterschied zwischen den Geschlechtern findet sich jedoch in der Kategorie „80 Jahre und älter“. 34% der Männer und 70,6% der Frauen tragen in dieser Alterskategorie den Familienstand „verwitwet“.

Für die weitere Analyse wurde der Datensatz auf das Geschlecht „Frau“ und den Familienstand „verwitwet“ reduziert, da bis auf eine Hypothese lediglich die Kombination dieser beiden Merkmale von Interesse ist.

Der Datensatz basiert nach dieser Einschränkung auf 303 verwitweten Frauen.

Um die zur Hypothesenprüfung geeigneten statischen Verfahren zu ermitteln, müssen die entsprechenden Variablen definiert und operationalisiert werden.

Des Weiteren bedarf es der Einteilung in unabhängige und abhängige Variablen, also ob die zur Auswertung verwendeten Variablen als Ursache oder als Wirkung betrachtet werden müssen.

4.2 Hypothesenprüfung

Zur Überprüfung der ausgearbeiteten Hypothesen werden, die jeweilige Hypothese betreffend, zwei **abhängige Variablen** herangezogen, nämlich:

- der soziale Isolations-Index
- die Belastungssituation Partnerverlust

Da die abhängige Variable „soziale Isolation“ kein direkt messbares Konstrukt darstellt, bedarf es der Operationalisierung des Begriffs um Variablen zu finden, die dieses theoretische Konstrukt messbar machen können.

Operationalisierung von soziale Isolation

Soziale Isolation ist definiert als „Abwesenheit von sozialen Beziehungen und sozialer Unterstützung“ (Hollstein 2001: 21).

Messbar wird soziale Isolation demnach durch Variablen, welche Aufschluss über die Kontakthäufigkeit zu Angehörigen, Nachbar, oder Freunden geben können.

Indexbildung soziale Isolation

Zur Messung sozialer Isolation werden Items ausgewählt, welche die Kontakthäufigkeit der befragten Personen zu ihrerseits genannten wichtigen Personen betrifft.

Diese ausgewählten Items werden zu einem Index kombiniert.

Die für den Index „Soziale Isolation“ ausgewählten Items lauten wie folgt:

- Welche Personen sind für Sie wichtig?
- Wie oft haben Sie Kontakt zu ... (1 bis 4) Kind?
- Wie oft haben Sie Kontakt zu(1 bis 8) Person (z.B. durch Besuche, Briefe oder Telefonate)?

Bevor die verwitweten Frauen für sie wichtige Personen nennen konnten, wurde danach gefragt, ob es überhaupt Personen gibt, die für sie wichtig sind. In den Index werden diejenigen Befragten aufgenommen, die keine Person genannt haben, denn erst „durch die Berücksichtigung von Personen ohne regelmäßige soziale Kontakte kann ein zuverlässiges Maß für den Grad der sozialen Isolation berechnet werden“ (www.bmfsfj.de).

Demnach sind die Personen besonders von sozialer Isolation betroffen, die keine einzige Person als für sie wichtig angegeben haben. Insgesamt haben von 303 verwitweten Frauen 6,9 % keine für sie wichtige Person angegeben.

Für die Bildung des Index erhalten diese Personen den Wert 1.

Weiters beinhaltet der Soziale Isolations-Index die Kontakthäufigkeit zu den Kindern und zu als für sie wichtig angeführten Personen.

Um aus diesen Variablen einen ansprechenden Index bilden zu können werden die Variablen „Kontakthäufigkeit zu Kindern“ und „Kontakthäufigkeit zu wichtigen Personen“ rekodiert. Die Recodierung erfolgt so, dass ein kleinerer Wert einer geringen Kontakthäufigkeit entspricht. Außerdem wurde eine Gewichtung vorgenommen, da die einzelnen Antwortkategorien nicht symmetrisch sind. Die Gewichtung ist sinnvoll, weil

etwa ein täglicher Kontakt zu den Kindern und wichtigen Personen mehr Gewicht haben soll, als zum Beispiel zwei Kontakte die nur 1 bis 3 mal im Monat stattfinden.

Die Antwortkategorien wurden wie folgt gewichtet:

Wie oft haben sie Kontakt zu ... Kindern/wichtigen Personen?

- täglich = 20
- mehrmals pro Woche = 10
- einmal pro Woche = 5
- 1 – 3 mal im Monat = 3
- mehrmals pro Jahr = 2
- seltener = 1
- nie = 0

Aus diesen rekodierten und gewichteten Variablen wurde für die Kontakthäufigkeit zu den Kindern und wichtigen Personen jeweils ein Summenwert mit allen Kontakten ermittelt. Aus diesen Summenwerten wurden jeweils fünf Gruppen nach der Kontakthäufigkeit gebildet. Schließlich wurde eine Kreuztabelle aus den beiden gruppierten Variablen errechnet und aus dieser wurde der Soziale Isolations-Index (INDKB) gebildet, der wiederum in fünf Gruppen eingeteilt wurde. Wie bereits erwähnt, wurden auch diejenigen in den Index eingerechnet, die keine einzige Person genannt haben. Diese erhalten den Wert 1, der für eine sehr starke soziale Isolation steht.

Der berechnete soziale Isolations-Index hat nun folgende Werte:

1 = sehr starke soziale Isolation

2 = starke soziale Isolation

3 = mittlere soziale Isolation

4 = geringe soziale Isolation

5 = keine soziale Isolation

Operationalisierung Belastungssituation Partnerverlust

Für die Überprüfung der H1 „Ältere Frauen überwinden den Tod des Partners schneller als Frauen die in jüngeren Jahren Witwen wurden“, wurde als abhängige Variable die Belastungssituation Partnerverlust herangezogen.

Messbar gemacht wird die Belastungssituation für die Frau durch folgende Fragen:

f241: Wie häufig beschäftigt Sie das Ereignis und die damit verbundenen Veränderungen heute noch?

- Sehr oft (ständig)
- Oft
- Manchmal
- Selten
- Nie

f242: Wenn Sie heute an dieses Ereignis zurückblicken: Würden Sie dann sagen, dass es Ihnen heute alles in allem besser oder schlechter geht als vor dem Ereignis?

- Sehr viel besser
- etwas besser
- Gleich geblieben
- Etwas schlechter
- Sehr viel schlechter

Um die möglichen Ursachen einer sozialen Isolation nach der Verwitwung herauszufinden, wurden folgende **unabhängige Variablen** bestimmt, die alsdann der Hypothesenprüfung dienen werden:

Alter der Frauen

H1: „Ältere Frauen überwinden den Tod des Partners schneller als Frauen die in jüngeren Jahren Witwe wurden.“

Diese Annahme basiert auf mehreren Argumenten. Erstens ist die Auseinandersetzung mit dem Alter und somit auch dem Tod bei älteren Frauen eine andere, als bei jüngeren Frauen. Durch das Altern und eventuelle Krankheiten die damit verbunden sind, wird auch der Blick auf das eigene Ableben oder eben das des Partners ein anderer. Krankheiten die altersbedingt häufiger auftreten, sind auch schon das zweite Argument für eine besser Verarbeitung des Partnerverlustes. So geht einer Witwenschaft, wie im theoretischen Teil bereits ausgeführt, oftmals eine Pflegebedürftigkeit des Mannes voraus. Durch diesen kräfteaubenden Akt der Pflege kann das Ableben des Mannes schlussendlich als eine Art Befreiung angesehen werden. Außerdem erfährt man durch

die Erkrankung und Pflege eine gewisse Vorbereitung auf ein baldiges Ableben der zu pflegenden Person.

Für diese Hypothese wird nicht der soziale Isolations-Index als abhängige Variable verwendet, sondern Fragen zur Belastungssituation Partnerverlust. Beide Variablen gehen der Frage nach, wie belastend die Verwitwung für die Betroffene war und immer noch ist.

In der nachstehenden Tabelle sind die beiden Fragen zur „Belastungssituation Partnerverlust“ inklusive ihrer Häufigkeitsauszählung angeführt.

Univariate Statistik: Häufigkeitsauszählung für Fragen zur Belastungssituation des Partnerverlust für verwitwete Frauen

Tabelle 4: Häufigkeitsauszählung "Beschäftigung mit Partnerverlust" und "Veränderung vor und nach dem Ereignis"

<i>f241: Wie häufig beschäftigt Sie das Ereignis und die damit verbundenen Veränderungen heute noch?</i>		<i>f242: Wenn sie heute auf dieses Ereignis zurückblicken. Würden Sie dann sagen, dass es Ihnen heute alles in allem besser oder schlechter geht als vor dem Ereignis?</i>	
(1) Sehr oft/ständig	23,9%	(1) Sehr viel besser	4,5%
(2) Oft	31,1%	(2) Etwas besser	14,7%
(3) Manchmal	28,3%	(3) Gleich geblieben	26,9%
(4) Selten	7,8%	(4) Etwas schlechter	32,2%
(5) Nie	3,1%	(5) Sehr viel schlechter	15,7%

Beide Variablen zeigen, dass der Tod des Partners für verwitwete Frauen auch nach dem Ereignis eine Belastungssituation darstellt. Auf die Frage wie oft man sich mit diesem Ereignis auch heute noch beschäftigt haben 55% der Witwen mit sehr oft/ständig bzw. oft geantwortet. Lediglich 3,1% gaben an, sich heute nie mit dem Ereignis und den damit verbundenen Veränderungen zu beschäftigen.

Auch auf die Frage, ob es ihnen heute besser oder schlechter geht als vor dem Ereignis sahen nur 4,5% der Witwen eine sehr starke Besserung ihrer Situation nach dem Verlust. Wohingegen 32,2% angegeben haben, dass es ihnen etwas schlechter geht als vor dem Ereignis bzw. 15,7% der verwitweten Frauen sehen sogar eine sehr starke Verschlechterung ihrer Situation.

Inwieweit diese Angaben mit dem Alter der Frau bei der Verwitwung zu tun haben wird in einem weiteren Schritt geprüft.

Im Fragebogen wurde nicht nach dem Alter der Frau bei der Verwitung gefragt, es ließ sich jedoch aus anderen Fragen folgendermaßen herausrechnen:

„2002“ (Jahr der Befragung) minus „Jahr der Verwitung“ = „Jahre in Witwenschaft“ →
„Alter der Frau“ minus „Jahre in Witwenschaft“ = „Alter der Frau bei Verwitung“

Univariate Statistik: Häufigkeitsauszählung „Jahre in Witwenschaft“ und „Alter der Frau bei der Verwitung“

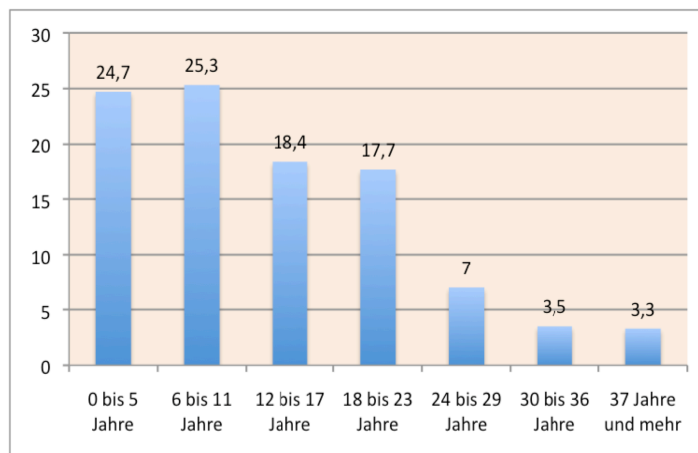


Abbildung 3: Jahre der Witwenschaft

n= 300

Die Kategorie „6 bis 11 Jahre“ in Witwenschaft ist mit 25,3% am stärksten vertreten. Bis zu fünf Jahre sind 24,7% der Frauen verwitwet. Mit 3,3% hat die Kategorie „37 Jahre und mehr“ den niedrigsten Wert.

Die Häufigkeitsauszählung für das Alter bei der Verwitung zeigt, dass deutlich mehr Frauen im fortgeschrittenerem Alter Witwen wurden. Bis 40 Jahre waren insgesamt 5% verwitwet. Bis 50 Jahre waren es bereits 21%. Etwa 50% verloren bis zum 61. Lebensjahr ihren Ehepartner. Mit 69 Jahren wurden die meisten Frauen zu Witwen, nämlich 4,7%.

Tabelle 5: Lagemaße und Streuungsmaße von "Jahre in Witwenschaft" und "Alter bei Verwitung"

	Jahre der Witwenschaft	Alter bei Verwitung
Mittelwert	13,52	60,05
Median	11,50	61,00
Modus	6	69
Minimum	0	28
Maximum	46	83

Im Durchschnitt sind Frauen in diesem Survey 13,52 Jahre verwitwet und bei der Verwitung 60,05 Jahre alt. Das Maximum der Jahre in Witwenschaft lebend ist 46 Jahre. Das höchste Alter bei der Verwitung wurde mit 83 Jahren angegeben.

Statistisches Verfahren zur Prüfung der Hypothese: Bivariate Korrelation

Das statistische Verfahren der Korrelation kommt zur Anwendung, wenn die Stärke des Zusammenhangs zwischen Variablen ermittelt werden soll (Raithel 2006).

Um zu sehen, ob die Variablen „Jahre in Witwenschaft“ (Dau_Wit) und „Alter der Frau bei der Verwitung“ (Alt_Wit) mit Fragen zur Belastungssituation Partnerverlust korrelieren, wird Kendalls-Tau-b herangezogen. Eine Interpretation des Produkt-Moment-Korrelationskoeffizienten nach Pearson setzt intervallskalierte und normalverteilte Variablen voraus, da sich die Variablen für die Belastungssituation Partnerverlust jedoch auf ordinalem Skalenniveau befinden, wurde das Korrelationsmaß Kendall Tau-b ausgewählt (Raithel 2006). Der Wertebereich für Kendalls Tau-b liegt zwischen -1 und +1, d.h. er gibt auch Auskunft darüber, ob die Variablen positiv oder negativ miteinander korrelieren. Es muss jedoch im Vorhinein angemerkt werden, dass mittels Korrelationskoeffizient lediglich die Stärke eines Zusammenhangs gemessen werden kann, eine kausale Interpretation bleibt ihm verwehrt.

Tabelle 6: Korrelation: Alter bei Verwitung mit Bewältigung Partnerverlust

		f241: Beschäftigung mit Partnerverlust heute noch	f242: Vergleich vor und nach dem Ereignis
Dauer der Witwenschaft	Korrelationskoeffizient	0,206	-0,138
	Kendall-Tau-b	0,000	0,003
	Signifikanz (2-seitig)	273	266
	N		
Alter der Frau bei Verwitung	Korrelationskoeffizient	-0,110	0,112
	Kendall-Tau-b	0,017	0,015
	Signifikanz (2-seitig)	273	266
	N		

Wenn man die Korrelation zwischen der Dauer der Witwenschaft (= Anzahl der Jahre in Witwenschaft) und der Häufigkeit der Beschäftigung mit dem Verlust betrachtet, so zeigt sich, dass die Korrelation zwischen diesen beiden Variablen zwar als hoch signifikant einzustufen ist (0,000), der Rangkorrelationskoeffizient jedoch mit 0,206 einen mäßigen positiven Zusammenhang aufweist. Auch mit dem Vergleich, ob es der Witwe besser oder schlechter geht als vor dem Tod des Partners korreliert die Anzahl der Jahre als Witwe signifikant (0,003). Die Korrelationskoeffizient ist hier negativ und liegt noch niedriger, er liegt bei -0,138. Im Bezug auf die Hypothese interpretiert, bedeutet der Zusammenhang, dass je länger die Frau bereits verwitwet ist, desto besser stuft sie ihr Befinden nach dem Tod des Mannes ein. Da der Koeffizient jedoch sehr niedrig ist, ist eine derartige Aussage nur als sehr wage zu bezeichnen.

Ähnlich verhält es sich, wenn man sich die Korrelation zwischen dem Alter der Frau bei der Verwitung und der Beschäftigung mit Verlust betrachtet. Auch hier ist die Korrelation statistisch signifikant, jedoch besteht nur ein leicht negativer Zusammenhang (-0,110), der besagt, dass je älter die Frau bei der Verwitung ist, desto weniger oft beschäftigt sie sich auch heute noch mit dem Verlust.

Soziale Netzwerke (familiäre Netzwerke / außerfamiliäre Netzwerke)

H3: „Enge soziale Netzwerke schützen verwitwete Frauen vor sozialer Isolation.“

Mithilfe der Untersuchung der Enge sozialer Netzwerke erhält man Informationen über die Netzwerkdicke. Wie schon im theoretischen Teil dieser Arbeit herausgearbeitet,

wird die Dichte sozialer Netzwerke durch das Ausmaß des Zusammengehörigkeitsgefühles definiert.

Eine Auskunft über den Grad des Zusammengehörigkeitsgefühles und somit der Enge des Netzwerks sollen folgende Fragen liefern:

Fragen Netzwerkdicke: <i>Familie</i>	Frage Netzwerkdicke: <i>Freunde</i>
f313a bis f313d: <i>Wie eng fühlen Sie sich mit ... (1.Kind bis 4.Kind) verbunden?</i>	f604a bis f604h: <i>Wie eng fühlen Sie sich mit ... (1.Person bis 8.Person) verbunden?</i>
(1) Sehr eng (2) Eng (3) Mittel (4) Weniger eng (5) Überhaupt nicht eng	(1) Sehr eng (2) Eng (3) Mittel (4) Weniger eng (5) Überhaupt nicht eng
f319: <i>Einmal insgesamt betrachtet, wie bewerten Sie ihre derzeitige Beziehung zu Ihrer Familie?</i>	f608: <i>Wie bewerten Sie ihr derzeitiges Verhältnis zu Ihren Freunden?</i>
(1) Sehr gut (2) Gut (3) Mittel (4) Schlecht (5) Sehr schlecht	(1) Sehr gut (2) Gut (3) Mittel (4) Schlecht (5) Sehr schlecht

Um diese Hypothese zu überprüfen, wurde ein Index gebildet, der die sieben genannten Fragen zur Netzwerkdicke umfasst. Der Index errechnet sich aus den Durchschnittswerten der oben angeführten Variablen. Aufgrund der Verteilung der Werte wurden bezüglich der Netzwerkdicke drei Gruppen gebildet:

1 bis 1,5 = sehr enge Bindung

1,5 bis 2 = enge Bindung

> 2 = mittlere bis geringe Bindung

Statistisches Verfahren zur Prüfung der Hypothese: Kreuztabelle mit Chi-Quadrat-Test und Zusammenhangsmaß Gamma

Da hier sowohl die abhängige als auch die unabhängige Variable lediglich Ordinalskalenniveau aufweisen, wird zur Hypothesenprüfung auf die Erstellung einer Kreuztabelle mit Chi-Quadrat-Test zurückgegriffen. Da der Chi-Quadrat-Test jedoch lediglich prüft, „ob nach ihrer empirischen Verteilung zwei in einer Stichprobe erhobene

Variablen voneinander unabhängig sind oder nicht“, jedoch nichts über die Stärke des Zusammenhangs aussagt, wird zusätzlich das Zusammenhangsmaß Gamma berechnet (Janssen 2005: 254). Gamma kommt zur Anwendung, wenn die Daten ordinalskaliert sind. Zusätzlich kann bei Ordinalskalenniveau auch die Richtung des Zusammenhangs ermittelt werden. In der nachstehenden Kreuztabelle wurden neben den beobachteten Werten auch die erwarteten Häufigkeiten ausgegeben. Die Ausgabe der standardisierten Residuen gibt eine erste Auskunft darüber, ob „Abweichungen zwischen beobachteten und 'unter Unabhängigkeit' zu erwartenden Werten auftreten“ (www.univie.ac.at/soziologie-statistik). Statistisch voneinander unabhängig wären die beiden Variablen dann, wenn möglichst wenige der Werte unter „standardisierte Residuen“ größer als zwei sind. Drei Zellen der nachstehenden Kreuztabelle weisen Werte größer als zwei auf. Mittels Chi-Quadrat-Test kann alsdann näher geprüft werden, ob die beiden Variablen der Kreuztabelle unabhängig voneinander sind.

Tabelle 7: Kreuztabelle zwischen den Indizes soziale Isolation und Netzwerkdichte

		Netzwerkdichte – Index (IND_NETZ)			Gesamt	
		Sehr enge Bindung	Enge Bindung	Mittlere bis geringe Bindung		
Sozialer-Isolations-Index	Sehr starke soziale Isolation	Anzahl	4	6	24	34
		Erwartete Anzahl	9,4	10,9	13,7	34,0
		% von INDKB	11,8%	17,6%	70,6%	100,0%
		% von IND_NETZ	4,8%	6,2%	19,7%	11,2%
		Standardisierte Residuen	-1,8	-1,5	2,8	
	Starke soziale Isolation	Anzahl	4	13	25	42
		Erwartete Anzahl	11,6	13,4	16,9	42,0
		% von INDKB	9,5%	31,0%	59,5%	100,0%
		% von IND_NETZ	4,8%	13,4%	20,5%	13,9%
		Standardisierte Residuen	-2,2	-0,1	2,0	
	Mittlere soziale Isolation	Anzahl	19	14	27	60
		Erwartete Anzahl	16,6	19,2	24,2	60,0
		% von INDKB	31,7%	23,3%	45,0%	100,0%
		% von IND_NETZ	22,6%	14,4%	22,1%	19,8%
		Standardisierte Residuen	0,6	-1,2	0,6	
	Geringe soziale Isolation	Anzahl	28	33	32	93
Erwartete Anzahl		25,8	29,8	37,4	93,0	
% von INDKB		30,1%	35,5%	34,4%	100,0%	

Keine soziale Isolation	% von IND_NETZ	33,3%	34,0%	26,2%	30,7%
	Standardisierte Residuen	0,4	0,6	-0,9	
	Anzahl	2	31	14	74
	Erwartete Anzahl	20,5	23,7	29,8	74,0
	% von INDKB	39,2%	41,9%	18,9%	100,0%
	% von IND_NETZ	34,5%	32,0%	11,5%	24,4%
	Standardisierte Residuen	1,9	1,5	-2,9	
Gesamt	Anzahl	84	97	122	303
	Erwartete Anzahl	84,0	97,0	122,0	303,0
	% von INDK	27,7%	32,0%	40,3%	100,0%
	% von IND_NETZ	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Aus der Kreuztabelle geht hervor, dass 19,7% der befragten Witwen die angaben eine mittlere bis geringe Bindung zu ihren sozialen Netzwerken zu haben, mit sehr starker soziale Isolation zu kämpfen haben. Die meisten jedoch, nämlich 26,2% der Personen in der selben Kategorie gaben an lediglich unter geringer soziale Isolation zu leiden. 34,5% der befragten Frauen mit einer sehr engen Bindung an das eigene Netzwerke gaben an nicht sozial isoliert zu sein, wohingegen nur 4,8% in dieser Kategorie eine sehr starke soziale Isolation genannt haben.

Die Voraussetzung für die Anwendung des Chi-Quadrat-Tests ist, dass die erwartete Häufigkeit für jede Zelle ≥ 5 beträgt (JANSSEN 2005).

Keine der Zellen dieser Kreuztabelle hat eine erwartete Häufigkeit kleiner 5, somit kann der Chi-Quadrat-Test angewendet werden.

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 39,536
Anzahl der Freiheitsgrade: 8
Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,000

Der Chi-Quadrat nach Pearson ergab einen Wert von 39,536. Für diese Tabelle ergeben sich acht Freiheitsgrade.

Unter der asymptotischen Signifikanz wird die Wahrscheinlichkeit eines solchen Chi-Quadrat-Wertes in einer Tabelle mit acht Freiheitsgraden unter Geltung der Nullhypothese angezeigt (Janssen 2005). Da der Wert unter „asymptotische Signifikanz (2-seitig)“ kleiner als die 5% Irrtumswahrscheinlichkeit ist, kann die Nullhypothese, die besagt dass kein statistischer Zusammenhang zwischen dem soziale Isolations-Index und dem Netzwerkdicke-Index besteht, verworfen werden und die Alternativhypothese angenommen werden.

Zur Messung der Stärke des Zusammenhangs zwischen diesen beiden Variablen wurde Goodmans und Kruskals Gamma herangezogen. Der Wertebereich für Gamma liegt zwischen -1 und +1.

Das Zusammenhangsmaß Gamma ergab einen Wert von -0,380, der sich als hoch signifikant erweist (0,000). Dieser Wert zeigt eine eher mäßige negative Beziehung zwischen den beiden Indizes an. Interpretiert man diesen Wert im Sinne der proportionalen Fehlerreduktion (PRE-Logik) so kann man von einer Vorhersageverbesserung der soziale Isolations-Index-Variablen von 38% erzielen, wenn man dazu die Variablen des Netzwerkdicke-Index heranzieht (Benninghaus 2007).

Das negative Vorzeichen besagt, dass niedrige Werte beim Isolations-Index mit hohen Werten beim Netzwerkdicke-Index einhergehen. Das heißt, eine sehr starke soziale Isolation ist mit einer mittleren bis geringen Bindung an das eigene soziale Netzwerk verbunden und umgekehrt.

Somit kann die Hypothese, dass enge soziale Netzwerke die verwitwete Frau vor sozialer Isolation schützen, als vorläufig bestätigt betrachtet werden.

H6: „Außerfamiliäre Netzwerke schützen verwitwete Frauen eher vor sozialer Isolation als familiäre Netzwerke.“

Wie aus der Literatur hervorgeht, erweisen sich außerfamiliäre Kontakte als wichtige Ressource gegen soziale Isolation nach dem Tod des Partners. Dienen zwar die Verwandten als erste Anlaufstelle nach dem Verlust, so sind es jedoch langfristig gesehen oft Kontakte zu Nicht-Verwandten, die einen Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben verhindern können. Der familiäre Zusammenhalt findet in sozialer Kontrolle seine negative Ausprägung. Deshalb sind Freundschaftsbeziehungen, die man im Laufe des Lebens selbstständig erworben hat, oftmals stärker zu bewerten und hängen laut Hollstein (2001) im Gegensatz zu familiären Netzwerken mit der subjektiven Zufriedenheit zusammen.

Für die Einteilung in familiäre Netzwerke und außerfamiliäre Netzwerke wurde aus dem Fragenblock über die persönlichen Netzwerke folgende Frage ausgewählt:

f600: „Es geht nun um Personen, die Ihnen wichtig sind und mit denen Sie regelmäßig Kontakt haben. Dabei kann es sich sowohl um Arbeitskollegen, Nachbarn, Freunde und Bekannte als auch um Haushaltsmitglieder und Verwandte handeln. Welche Personen sind für sie wichtig?“

(www.fall-berlin.de)

Insgesamt konnten acht wichtige Personen angegeben werden. Für die jeweiligen Personen wurden Nummerncodes vergeben, nach denen die Personen eingeteilt werden konnten.

Um in familiäre und außerfamiliäre Netzwerke einzuteilen wurden folgende Nummerncodes auf die beiden Gruppen aufgeteilt:

Familiäre Netzwerke		Außerfamiliäre Netzwerke
(101) Großvater/Großmutter	(301) Enkelkind	(501 bis 505) Freund 1 bis Freund 5
(102) Mutter	(321 bis 328) 1. Geschwister	(506) andere Freunde
(103) Vater	bis 8. Geschwister	(601) Arbeitskollegen
(104) Schwiegermutter	(329) andere Geschwister	(602) Nachbarn
(105) Schwiegervater	(401) Tante	(603) Vereins- und Organisationsmitglieder
(107) Schwiegertochter	(402) Onkel	(701) freiwillige Helfer
(108) Schwiegersohn	(403) Cousin	(801) Bekannte
(111) Schwager	(404) Cousine	(901 bis 905) 1. bis 5. andere Person
(112) Schwägerin	(405) Nichte	
(201 bis 208) 1. Kind bis 8. Kind	(406) Neffe	
(209) andere Kinder	(407) andere Verwandte	

Nach diesen Codes wurde ein Index gebildet, der jeweils um 1 erhöht, wenn ein Code genannt wurde der dem familiären bzw. dem außerfamiliären Netzwerk zugeordnet werden kann. Wie viele Nennungen es für diese beiden Gruppen gab, zeigt die nachstehende Grafik.

Univariate Statistik: Häufigkeitsauszählung familiäre Netzwerke und außerfamiliäre Netzwerke

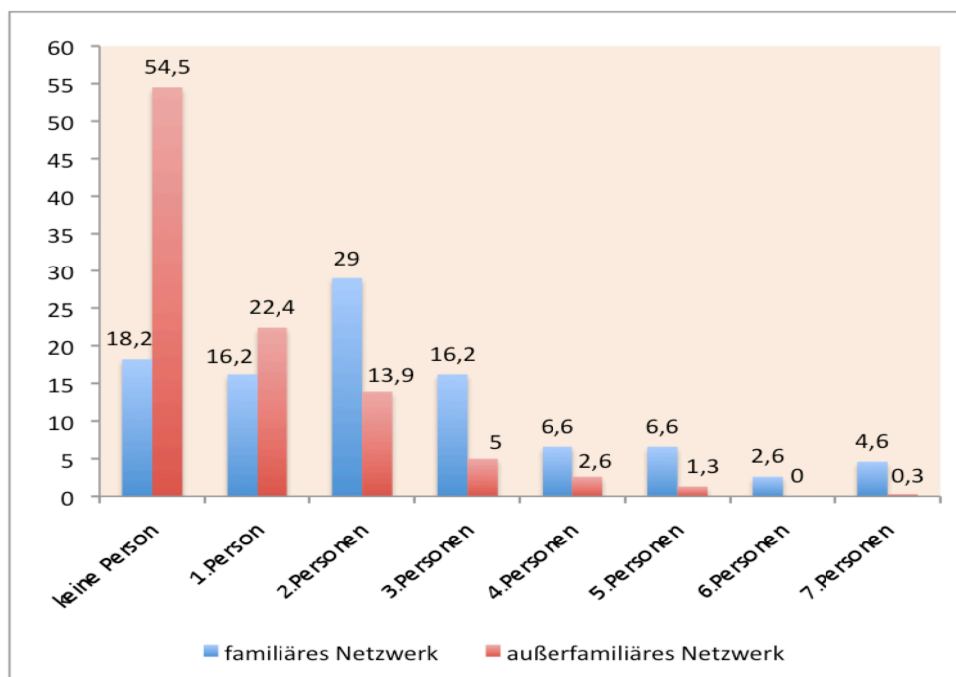


Abbildung 4: Häufigkeitsauszählung für familiäre und außerfamiliäre Netzwerke

Diese Grafik zeigt, dass weit mehr Befragte keine einzige Person angegeben haben, die zum außerfamiliären Netzwerk zählt (54,5%), als dies etwa beim familiären Netzwerk der Fall ist. Hier wurde nämlich lediglich in 18,2% der Angaben keine einzige dem familiären Netzwerk zugehörige Person als wichtige Person genannt. Insgesamt zeigt diese Grafik, dass mehr Personencodes angegeben wurden, die dem familiären Netzwerk zuzuordnen sind, als dem außerfamiliären.

Statistisches Verfahren zur Prüfung der Hypothese: Bivariate Korrelation

		Sozialer Isolations-Index
Familiäre Netzwerke	Korrelationskoeffizient	0,287
	Kendall-Tau-b	0,000
	Signifikanz (2-seitig)	303
	N	
Außerfamiliäre Netzwerke	Korrelationskoeffizient	0,318
	Kendall-Tau-b	0,000
	Signifikanz (2-seitig)	303
	N	

Auch hier wurde zur Überprüfung der Hypothese Kendall-Tau-b verwendet, da sich der soziale Isolations-Index lediglich auf ordinalem Skalenniveau befindet. Für den Zusammenhang zwischen dem familiären Netzwerk und dem sozialen Isolations-Index ergibt sich bei einer Signifikanz von 0,000 ein Wert von 0,287. Da der Signifikanzwert bei 0,000 liegt, kann die Nullhypothese, die besagt, dass kein Zusammenhang zwischen diesen beiden Variablen besteht, verworfen werden. Das heißt, es besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Größe des familiären Netzwerks und dem Index sozialer Isolation, der jedoch aufgrund des relativ niedrigen Korrelationskoeffizienten als gering bezeichnet werden muss. Ähnliches ergibt sich auch für die Nennungen außerfamiliärer Netzwerkmitglieder. Auch hier wird die Nullhypothese aufgrund des Signifikanzwertes von 0,000 verworfen. Der Zusammenhang ist mit 0,318 zwar etwas größer als bei den familiären Netzwerken, jedoch auch als eher niedrig zu bezeichnen.

Die Hypothese, dass außerfamiliäre Netzwerke höher mit dem sozialen Isolations-Index korrelieren als familiäre Netzwerke kann somit nicht bestätigt werden.

H2: „Je weniger Netzwerkpartner einer verwitwete Frau hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit sozialer Isolation.“

Anhand dieser Hypothese soll geprüft werden, ob die Netzwerkgröße als einflussreicher Faktor für soziale Isolation gewertet werden kann. Für diese, aus dem theoretischen Teil heraus aufgestellte Hypothese stellte sich jedoch bei der Bildung des Index sozialer Isolation heraus, dass in diesem Fall unabhängige und abhängige Variable identisch gebildet wurden. Da soziale Isolation über das Fehlen an Netzwerkpartnern und den Kontakt zu diesen definiert wurde, muss die Überprüfung der Hypothese über die Netzwerkgröße entfallen.

Es sollen jedoch nachstehend die Variablen und dessen Häufigkeitsverteilung dargestellt werden. Eine Prüfung des statistischen Zusammenhangs muss jedoch aufgrund der identischen Variablenauswahl von abhängiger und unabhängiger Variable unterbleiben.

Die Netzwerkgröße dient zwar als „Indikator für die soziale Einbindung“ (Hollstein 2002: 42), es wird jedoch im Zusammenhang mit großen Netzwerken auch von einer Abnahme an intensiven Kontakten gesprochen, was sich wiederum negativ auf die gesellschaftliche Teilhabe auswirken kann.

Im Fragenblock über die persönlichen Netzwerke konnten bezüglich der Wichtigkeit für die Befragten maximal acht Personen genannt werden. Zu diesen genannten Personen wurden anschließend weitere Fragen, wie etwa das Verhältnis in dem diese Personen zu den Befragten stehen, die Kontakthäufigkeit, die Wohnentfernung, das Alter etc. gestellt.

Univariate Statistik: Häufigkeitsverteilung der wichtigsten acht Personen

Die nachstehende Grafik zeigt wie viele als für sie wichtige Personen die Befragten genannt haben.

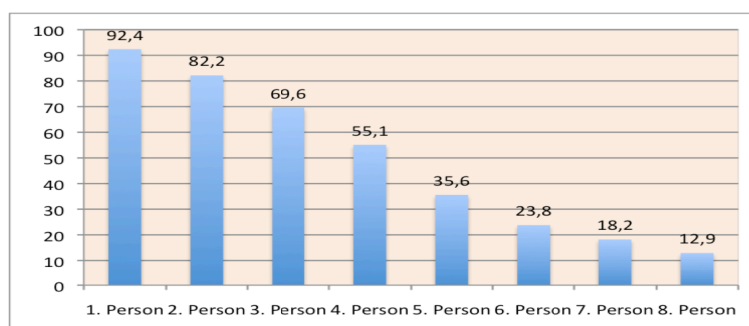


Abbildung 5: Anzahl genannter wichtiger Personen (in %)

n= 303

Man erkennt an dieser Grafik sehr deutlich, dass die Anzahl der Personen, mit denen die Befragten regelmäßigen Kontakt pflegen, kontinuierlich zurückgeht. 92,4% haben zumindest eine Person genannt. Weiters haben über 50% mindestens vier Personen genannt, mit denen sie regelmäßig in Kontakt stehen und die für sie wichtig sind. Acht Personennennungen gab es bei 12,9% der befragten Witwen.

In einer nächsten Frage wurde gesondert nach der Anzahl weiterer wichtiger Personen gefragt. 1,7% der befragten Witwen gaben weitere ein bis zwei wichtige Personen an. Weitere drei bis fünf Personen wurden von 3,3% und weitere sechs bis zehn wurden von 2,6% der Befragten genannt. Elf und mehr Personennennungen gab es bei 0,7% der befragten Witwen.

Univariate Statistik: Häufigkeitsverteilung Kinderanzahl

Weiters ist es für die Ermittlung der Netzwerkgröße wichtig sich die Anzahl der Kinder anzusehen. Nach der Kinderanzahl wurde separat gefragt. Die Anzahl der Kinder wird in der nachstehenden Grafik dargestellt.

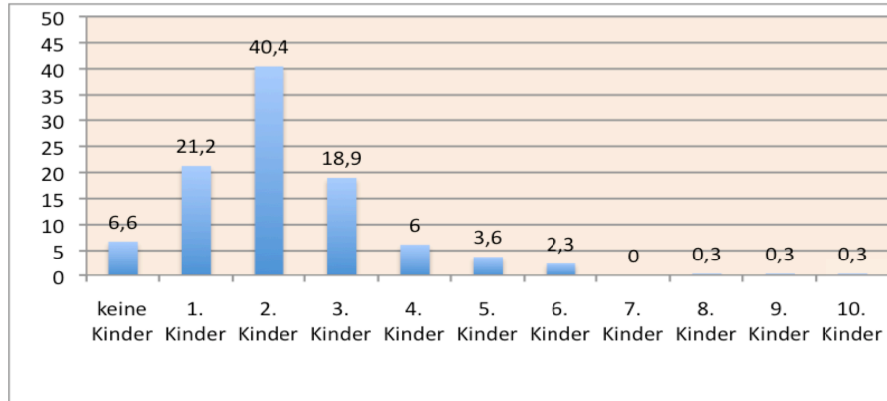


Abbildung 6: genannte Kinderanzahl

n= 303

6,6% der 303 befragten Witwen haben keine Kinder. Die meisten, nämlich 40,4% der Befragten haben zwei Kinder. Um die 20% haben ein beziehungsweise drei Kinder.

Inwieweit mehr Kinder und mehr genannte Personen auch ein Mehr an Kontakten bedeutet, kann aufgrund der reinen Auszählung der Kinderanzahl und wichtigen Personen nicht ermittelt werden. Um Aussagen über die tatsächliche Größe des Netzwerkes machen zu können muss man sich zusätzlich die Kontakthäufigkeit zu den genannten Personen ansehen. Denn viele Kinder zu haben muss nicht gleichbedeutend mit einem großen Netzwerk sein. So kann es zwar sein, dass die Befragten viele Kinder und andere für sie wichtige Personen nennen, der Kontakt zu diesen jedoch nur sehr selten bis gar nicht gegeben ist.

Im Fragebogen konnte für die ersten vier Kinder die Kontakthäufigkeit angegeben werden. Für eine bessere Übersicht der Kreuztabelle wurden die Kategorien wie folgt zusammengefasst:

f308: Wie häufig haben Sie Kontakt zu ...?

täglich und mehrmals pro Woche → häufiger Kontakt

einmal pro Woche und 1- bis 3-mal im Monat → durchschnittlicher Kontakt

Mehrmals im Jahr, seltener und nie → wenig/kein Kontakt

Bivariate Statistik: Kreuztabulierung Kontakthäufigkeit und Kinderanzahl

Tabelle 8: Kontakthäufigkeit zu Kindern (in %)

	1. Kind	2. Kind	3. Kind	4. Kind
häufiger Kontakt	60,2	55,2	51,6	59,4
durchschnittlicher Kontakt	28,7	35,3	41,8	25,0
wenig/kein Kontakt	11,0	9,5	6,6	15,6
	(n= 264)	(n= 201)	(n= 91)	(n= 32)

Über 50% der Befragten gaben an mit ihren Kindern häufig in Kontakt zu stehen. So beträgt die Kontakthäufigkeit zum Beispiel zum ersten Kind 60,2%. Die Prozentzahl der Befragten, die angaben wenig bis keinen Kontakt zu ihren Kindern zu unterhalten liegt zwischen 6,6% und 15,6%.

Bivariate Statistik: Kreuztabulierung Kontakthäufigkeit und wichtige Personen

Tabelle 9: Kontakthäufigkeit zu genannten Personen (in %)

	1. Person	2. Person	3. Person	4. Person	5. Person	6. Person	7. Person	8. Person
häufiger Kontakt	55,9	61,8	53,0	49,5	49,4	37,0	40,9	45,5
durchschnittlicher Kontakt	38,3	32,9	43,5	42,2	41,6	53,7	41,0	39,4
wenig/kein Kontakt	3,9	5,3	3,5	8,2	9,1	9,3	18,2	15,1
	(n= 68)	(n= 78)	(n= 115)	(n= 109)	(n= 77)	(n= 54)	(n= 44)	(n= 33)

Auch bei den angegebenen wichtigen Personen zeigt sich durchwegs ein häufiger Kontakt zwischen der Befragten und der genannten Person. Es kann darauf geschlossen werden, dass zu den Personen, welche die Befragte genannt hat, auch ein reger Kontakt besteht. Je mehr Personen genannt wurden, desto größer wurde jedoch auch die Kategorie wenig/kein Kontakt. Sie liegt bei sieben und acht genannten Personen bereits bei über 10%.

Auf die Frage nach weiteren wichtigen Personen gaben von 31 Befragten 16,1% an weitere ein bis zwei wichtige Personen neben den zuvor genannten acht Personen zu haben. 32,3% gaben drei bis fünf, 25,8% sechs bis zehn und 6,5% elf und mehr weitere wichtige Personen an.

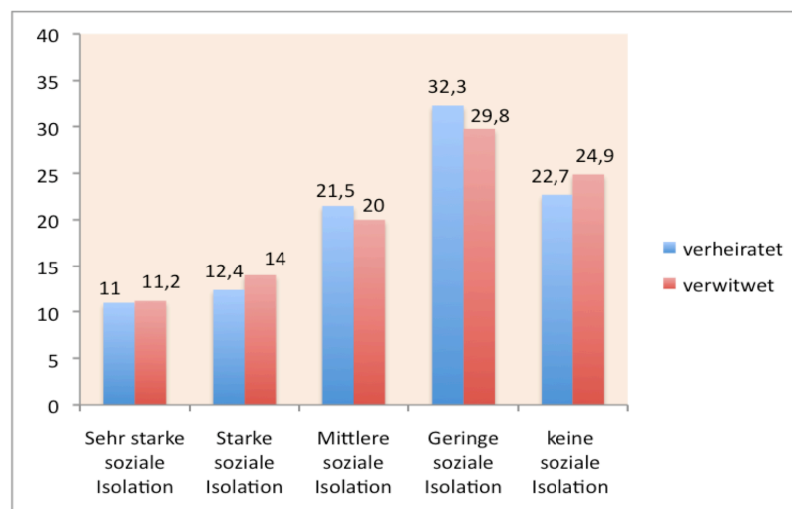
Familienstand

H4: „Verwitwete Frauen sind häufiger von sozialer Isolation betroffen, als verheiratete Frauen.“

Durch die Behandlung dieser Hypothese wird ganz allgemein herauszufinden versucht, ob soziale Isolation überhaupt in verstärktem Maße als ein Phänomen der Witwenschaft angesehen werden kann oder ob soziale Isolation unabhängig vom Familienstand „verwitwet“ auftritt und somit anderen Einflussfaktoren unterliegt. Der Datensatz umfasst insgesamt 957 Frauen, mit Familienstand „verheiratet und mit dem Ehepartner zusammenlebend“ und 303 verwitwete Frauen.

Statistisches Verfahren zur Prüfung der Hypothese: Kreuztabelle mit Chi-Quadrat-Test und Zusammenhangsmaß Cramers V

Da bei dieser Hypothese der Familienstand lediglich nominales Messniveau aufweist, wird zur Hypothesenprüfung wieder eine Kreuztabelle mit Chi-Quadrat-Test und zur Signifikanzprüfung das Zusammenhangsmaß Cramers V berechnet.



*Abbildung 7: Isolationsindex nach Familienstand
"verheiratet" und "verwitwet"*

Anhand der Grafik lässt sich feststellen, dass kaum ein Unterschied zwischen verheirateten und verwitweten Frauen im Bezug auf den Index der sozialen Isolation gegeben ist. Es zeigt sich sogar dass verwitwete Frauen etwas weniger angeben sozial isoliert zu sein als verheiratete Frauen. 24,9% der Witwen gaben an unter keiner sozialen Isolation zu leiden. Etwa ein Drittel, nämlich 32,3% der verheirateten Frauen

gaben eine geringe soziale Isolation an. Sehr stark sozial isoliert zu sein gaben annähernd gleich viele verheiratete wie verwitwete Frauen an, nämlich rund 11%.

Auch hier wurde mittels Chi-Quadrat-Test geprüft, ob die Variablen voneinander unabhängig sind oder nicht.

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 3,210
Anzahl der Freiheitsgrade: 16
Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,010

Aus dem Chi-Quadrat-Test ergibt sich ein Wert von 3,210. Die Signifikanz für diesen Wert bei 16 Freiheitsgraden beträgt 0,010. Aufgrund der vorgegebenen maximalen Irrtumswahrscheinlichkeit von 5% kann die errechnete 1%ige Irrtumswahrscheinlichkeit als signifikant bezeichnet werden. Somit kann die Nullhypothese verworfen und die Alternativhypothese angenommen werden.

Als Zusammenhangsmaß für nominalskalierte Variablen wurde Cramers V ausgewählt, da es im Gegensatz zum Phi-Koeffizient auch für größere Tabellen als 2x2 geeignet ist (Janssen 2005).

Die Ergebnisse zeigen, dass das Zusammenhangsmaß Cramers V mit 0,010 hoch signifikant ist und dazu führt, dass die Nullhypothese zurückweisen werden kann.

Das Zusammenhangsmaß Cramers V kann Werte zwischen 0 (= völlige Unabhängigkeit der Variablen) und 1 (= völlige Abhängigkeit) einnehmen, nicht jedoch negative Werte (Raithel 2006).

Cramers V ergibt einen Wert von 0,074. Dieser niedrige Wert besagt, dass kein Zusammenhang zwischen dem Familienstand „verheiratet“ und „verwitwet“ und dem sozialen Isolations-Index besteht. Das Ergebnis für diese Hypothese lautet demnach, dass der Familienstand keinen Einfluss darauf hat, ob man als sozial isoliert einzustufen ist oder nicht.

Bildungsniveau und Erwerbstätigkeit

H5: „Frauen, die ein niedrigeres Bildungsniveau haben und nie erwerbstätig waren, sind eher von sozialer Isolation betroffen, als Frauen mit einem höheren Bildungsniveau und Frauen die erwerbstätig waren bzw. sind.“

Wie im theoretischen Teil bereits ausgeführt, übt das Bildungsniveau und die Berufstätigkeit der Frau einen Einfluss auf den Umgang mit dem Partnerverlust aus.

Der Grund für diesen Einfluss liegt in der größeren Unabhängigkeit der Frau von ihrem Ehemann durch eigenständige Erwerbsarbeit. Nicht nur aufgrund der finanziellen Unabhängigkeit, sondern auch aufgrund einer selbstständigeren Lebensgestaltung kann die Bildung und die Erwerbstätigkeit als ein wichtiger Faktor für einen besseren Umgang mit dem Tod des Partners bezeichnet werden.

Zur Überprüfung dieser Hypothese wird neben dem Soziale Isolations-Index als abhängige Variable im Bezug auf die Erwerbsarbeit auch der Partnerverlust als Belastungssituation für die Verwitwete herangezogen. Es soll überprüft werden inwieweit der Partnerverlust für die verwitwete Frau auch heute noch eine Belastung darstellt und in welchem Zusammenhang diese Belastungssituation mit der Erwerbsarbeit steht.

Univariate Statistik: Häufigkeitsverteilung Bildungsabschluss und Erwerbstätigkeit

Bevor diese Hypothese überprüft wird, werden die Verteilungen der Bildungsabschlüsse und der Erwerbstätigkeit untersucht, um sich ein Bild über die Verteilung dieser Merkmale in der Stichprobe machen zu können.

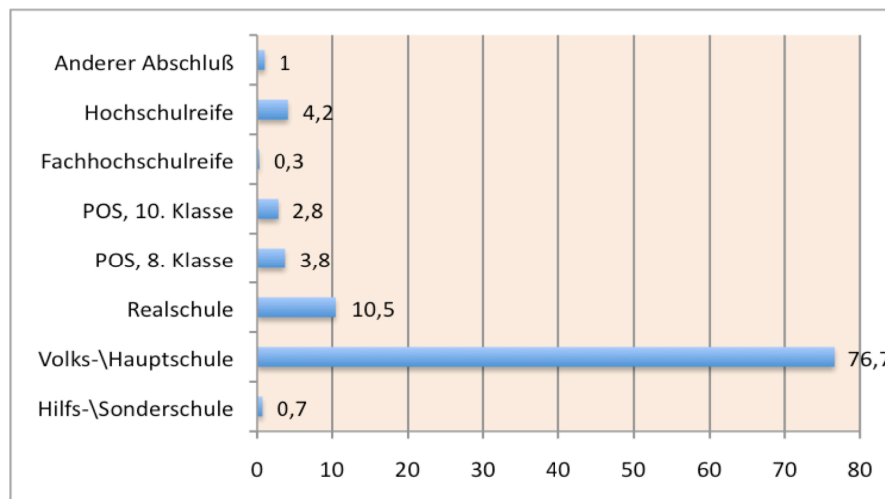


Abbildung 8: Höchster Schulabschluss von verwitweten Frauen (in %)

n= 287

Die überwiegende Mehrheit, nämlich 76,7% der verwitweten Frauen haben als höchste abgeschlossene Schulbildung Volks-/Hauptschule angegeben. An zweiter Stelle liegt, wenn auch schon weit abgeschlagen, die Realschule als höchsten Schulabschluss mit 10,5%. Eine Hochschulreife haben 4,2% erlangt. Dass weit über zwei Drittel aller befragten Witwen lediglich über einen Volks-/Hauptschulabschluss als höchste abgeschlossene Bildung verfügen, hängt vor allem mit dem Alter und dem Geschlecht

zusammen. Da der Alterssurvey für Personen ab dem vierzigsten Lebensjahr ausgelegt ist, ist eine mögliche Ursache für die Überrepräsentation dieses Bildungsabschlusses mit einem geringeren Bildungsniveau der Zielpersonen aufgrund ihres Alters zu argumentieren. Zu diesem Umstand kommt auch, dass in früheren Generationen die Frau als Bildungsteilnehmerin eher seltener anzutreffen war, als der Mann. Erst die zunehmende Auflösung der traditionellen Rollenteilung führte zu einem Anstieg des Bildungsniveaus der Frau.

Bei der Antwort auf die Frage nach der Erwerbstätigkeit, gaben 12,5% der verwitweten Frauen an nie erwerbstätig gewesen zu sein. 87,5% gingen im Laufe ihres Lebens mindestens einmal einer Erwerbsarbeit nach.

Bivariate Statistik: Kreuztabulierung höchsten Bildungsabschluss und Geschlecht

Anhand einer Kreuztabelle soll die Beziehung zwischen dem höchsten Bildungsabschluss und dem Geschlecht dargestellt werden. Zur Überprüfung der statistischen Signifikanz wird der Chi-Quadrat-Test angewandt, da sich die beiden Merkmale lediglich auf Nominal- und Ordinalskalenniveau befinden (vgl. RAITHEL 2006). Der Chi-Quadrat-Test kann angewandt werden, da keine der Zellen eine erwartete Häufigkeit besitzt die kleiner als 5 ist.

Tabelle 10: Kreuztabelle höchster Schulabschluss mit Geschlecht

	männlich		weiblich	
Hilfs-/Sonderschule	7	0,5 %	6	0,4 %
Volks-/Hauptschule	708	48,0 %	774	52,7 %
Realschule	208	14,1 %	276	18,8%
POS, 8. Klasse	72	4,9 %	51	3,5 %
POS, 10.Klasse	137	9,3 %	128	8,7 %
Fachhochschulreife	68	4,6 %	36	2,5 %
Hochschulreife	258	17,5 %	181	12,3 %
Anderer Abschluss	17	1,2 %	16	1,1 %

n= 2943

Die Kreuztabelle zeigt, dass mehr Frauen eine Volks-/Hauptschule (52,7%) und eine Realschule (18,8%) als höchsten Schulabschluss angegeben haben. Bei den höheren Schulabschlüssen hingegen sind die Männer stärker vertreten, so haben etwa 17,5% der Männer eine Hochschulreife erlangt, wohingegen lediglich 12,3% der Frauen einen solchen Abschluss angegeben haben.

Der Chi-Quadrat-Test, der die Unabhängigkeit dieser beiden Variablen prüft, ergab folgendes Bild:

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 3,983 Anzahl der Freiheitsgrade: 7 Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,000
--

Die Prüfgröße Chi-Quadrat nach Pearson ergab einen Wert von 3,983. Die Anzahl der Freiheitsgrade für diese Tabelle beläuft sich auf 7. Die asymptotische Signifikanz zeigt die Wahrscheinlichkeit eines solchen Chi-Quadrat-Wertes in einer Tabelle mit sieben Freiheitsgraden unter Geltung der Nullhypothese an (Janssen 2005). Da der Wert unter „asymptotische Signifikanz (2-seitig)“ kleiner als 0,05 (5% Irrtumswahrscheinlichkeit) ist, kann die Nullhypothese, die besagt dass kein statistischer Zusammenhang zwischen den Variablen „höchster Schulabschluss“ und „Geschlecht“ besteht, verworfen werden und die Alternativhypothese angenommen werden.

Bivariate Statistik: Kreuztabulierung höchster Bildungsabschluss und Alter

Auch zwischen den Variablen „höchster Bildungsabschluss“ und „Alter“ zeigt sich der postulierte Zusammenhang. So gaben etwa 22,6% der 40 - 49 jährigen Befragten die Volks-/Hauptschule als höchsten Schulabschluss an. Wohingegen 71,6% der 70 - 79 Jährigen lediglich einen Volks-/ Hauptschulabschluss als höchsten Schulabschluss aufweisen. Auch bei der Hochschulreife zeigt sich ein ähnliches Bild. 22,4% der 40 - 49 Jährigen, jedoch nur 9,4% der 80 Jährigen und Älteren haben eine Hochschulreife als höchste Bildung angegeben.

Bezüglich der Voraussetzung des Chi-Quadrat-Tests zeigte sich hier, dass 6 Zeilen (15%) eine erwartete Häufigkeit kleiner als 5 besitzen. Da es sich bei diesen um unwichtigere Kategorien, nämlich „anderer Abschluss“ und „Hilfs- oder Sonderschule“ wird der Chi-Quadrat-Test trotzdem durchgeführt.

Die Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests lauten wie folgt:

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 6,315 Anzahl der Freiheitsgrade: 28 Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,000

Auch hier zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang (0,000) zwischen den Variablen „höchster Schulabschluss“ und „Alter“. Somit kann die Nullhypothese verworfen und die Alternativhypothese angenommen werden. Diese besagt, dass ein signifikanter

Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und der höchst abgeschlossenen Schulbildung besteht.

Statistisches Verfahren zur Prüfung der Hypothese: Kreuztabelle mit Chi-Quadrat-Test und Zusammenhangsmaß Gamma und Phi

Höchste abgeschlossene Schulbildung

Zur Prüfung des Zusammenhangs zwischen der höchsten abgeschlossenen Schulbildung und dem sozialen Isolations-Index wurde eine Kreuztabelle mit dem zum Skalenniveau passenden Zusammenhangsmaß Gamma erstellt.

Aufgrund der schwachen Besetzung mancher Bildungskategorien und zur besseren Übersichtlichkeit zwischen niedrigem und hohem Bildungsniveau wurden die einzelnen Kategorien zusammengefasst.

Tabelle 11: Kreuztabelle zwischen höchster abgeschlossener Schulbildung und sozialem Isolations-Index (in %)

	maximal Pflichtschule	Realschule	POS, FH	Hochschulreife
Sehr starke soziale Isolation	10,8	10,0	20,0	16,7
Starke soziale Isolation	12,2	26,7	15,0	8,3
Mittlere soziale Isolation	19,4	13,3	10,0	25,0
Geringe soziale Isolation	31,5	40,0	35,0	16,7
Keine soziale Isolation	26,1	10,0	20,0	33,3

n= 284

Betrachtet man die einzelnen abgeschlossenen Schulbildungen, so zeigt sich, dass 10,8% der befragten verwitweten Frauen, die maximal einen Pflichtschulabschluss haben, sehr stark sozial isoliert sind. Unter keiner sozialen Isolation zu leiden gaben 33,3% der Personen mit höchstem Bildungsabschluss Hochschulreife an, wohingegen 16,7% der selben Bildungskategorieangaben sehr stark sozial isoliert zu sein.

Die Werte für den Chi-Quadrat-Test lauten wie folgt:

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 1,252
Anzahl der Freiheitsgrade: 12
Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,405

Der Chi-Quadrat-Test kann in diesem Fall nicht sinnvoll interpretiert werden, da 11 Zellen (55%) eine erwartete Häufigkeit haben, die kleiner als 5 ist. Außerdem zeigt der Wert unter asymptotische Signifikanz (0,405), dass absolut kein Zusammenhang zwischen den beiden Variablen besteht.

Auch das Zusammenhangsmaß Gamma zeigt mit einem Signifikanzwert von 0,169 und einem Gamma Wert von -0,135 keinen signifikanten Zusammenhang zwischen dem höchsten Bildungsabschluss und dem sozialen Isolations-Index.

Erwerbsarbeit

Weiters wird untersucht, ob es einen Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit und dem sozialen Isolations-Index gibt. Im theoretischen Teil wurde unterstellt, dass Frauen die ausschließlich der Haushaltsführung und Kindererziehung ohne jegliche Erwerbsarbeit nachgingen und somit stärker vom Ehemann abhängig waren, schwerer mit dem Tod des Partners umgehen können bzw. unter größerer sozialer Isolation leiden.

Deshalb wird bezüglich der Erwerbsarbeit neben dem sozialen Isolations-Index auch die Belastungssituation Partnerverlust untersucht.

Tabelle 12: Kreuztabelle zwischen Erwerbstätigkeit und sozialem Isolations-Index (in %)

	nie erwerbstätig	erwerbstätig
Sehr starke soziale Isolation	5,3	12,1
Starke soziale Isolation	23,7	12,5
Mittlere soziale Isolation	23,7	19,2
Geringe soziale Isolation	26,3	31,3
Keine soziale Isolation	21,1	24,9

n= 303

Von den 303 befragten verwitweten Frauen waren 38 in ihrem bisherigen Leben noch nie erwerbstätig. Betrachtet man die Kreuztabelle, so zeigt sich, dass 5,3% der befragten Frauen, die angaben nie erwerbstätig gewesen zu sein, unter sehr starker sozialer Isolation leiden, wohingegen 12,1% der Frauen die erwerbstätig waren als sehr stark sozial isoliert betrachtet werden können. 23,7%, der nie erwerbstätigen Frauen, gaben eine starke soziale Isolation an. Im Gegensatz dazu waren es bei den erwerbstätigen Frauen nur 12,5% in dieser Kategorie des sozialen Isolations-Index. Von den Frauen, die nie einer Erwerbsarbeit nachgegangen sind, gaben 21,1% an unter keiner sozialen Isolation zu leiden. Bei den Erwerbstätigen waren es 24,9%.

Betrachtet man den Chi-Quadrat-Test so zeigt sich jedoch ein ähnliches Bild wie für den höchsten Bildungsabschluss.

Wert für Chi-Quadrat nach Pearson: 5,203
Anzahl der Freiheitsgrade: 4
Asymptotische Signifikanz (2-seitig): 0,267

Auch hier zeigt sich kein signifikanter Zusammenhang (0,267) zwischen Erwerbsarbeit und dem sozialen Isolations-Index. Das Zusammenhangsmaß Phi ist mit einem Wert von 0,121 und einer näherungsweisen Signifikanz von 0,267 ebenfalls nicht signifikant. Ein Zusammenhang zwischen diesen Variablen muss deshalb zurückgewiesen werden. Die Ergebnisse für den Zusammenhang zwischen der Belastungssituation Partnerverlust, die der Frage nachgeht, wie häufig man sich auch heute noch mit dem Tod des Partners und den damit verbundenen Veränderungen beschäftigt und der Erwerbsarbeit ergibt ebenfalls keine signifikanten Werte. Es hat sich gezeigt, dass bei einem Phi-Wert von 0,165 und einer Signifikanz von 0,110 kein Zusammenhang zwischen der Erwerbsarbeit und der Belastungssituation Partnerverlust gibt.

Ordinale Regression

Mit Hilfe der ordinalen Regression soll nochmal in einem Modell geprüft werden, inwieweit die unabhängigen Variablen, die anhand des theoretischen Teiles formuliert wurden, mit dem Index sozialer Isolation zusammenhängen. Hierfür werden die unabhängigen Variablen gleichzeitig in das Regressionsmodell eingeführt und im Bezug auf den sozialen Isolations-Index untersucht.

Wie bei der linearen Regression wird auch die ordinale Regression dazu verwendet, den Zusammenhang zwischen einer oder mehreren unabhängigen Variablen und einer abhängigen Variable festzustellen. Der Unterschied zwischen der ordinalen und der linearen Regression liegt, wie der Name bereits impliziert, im Skalenniveau (Brosius 2008). Da sowohl die unabhängigen als auch die abhängige Variablen, die zur Hypothesenprüfung ausgewählt und teilweise umcodiert wurden größtenteils ordinales Skalenniveau aufweisen, ist die ordinale Regression das geeignete statistische Verfahren zur Zusammenhangsprüfung, da im Gegensatz zur linearen Regression die abhängige und unabhängige Variable nicht intervallskaliert sein müssen, sondern für die abhängige Variable lediglich ordinales und für die unabhängigen Variablen kategoriales bzw. intervallskaliertes Skalenniveau vorausgesetzt wird (Brosius 2008).

In das Modell wurden folgende unabhängige Variablen einbezogen:

Faktoren

Variablen	Ausprägungen	Skalenniveau
Erwerbstätigkeit	1= nie erwerbstätig 2= erwerbstätig	Nominal
Bildungsabschluss	1= max. Pflichtschule 2= Realschule 3= POS, FH 4= Hochschulreife	Ordinal
Netzwerkdichte	1= sehr enge Bindung 2= enge Bindung 3= mittlere bis geringe Bindung	Ordinal
Familienstand	4= verwitwet	Nominal

Kovariate

Zusätzlich zu den nominal und ordinalskalierten Faktoren können intervallskalierte Variablen als Kovariate in das Modell aufgenommen werden (Brosius 2008).

Als Kovariate wird das familiäre und außerfamiliäre Netzwerk aufgenommen, welches die Anzahl der Kontakte widerspiegelt und zusätzlich noch das Alter der Frau bei der Verwitwung.

Als Verknüpfungsfunktion wurde die Logit-Funktion ausgewählt. Diese voreingestellte Verknüpfungsfunktion kommt zur Anwendung, wenn von gleichmäßig verteilten Kategorien ausgegangen wird (Bühl 2008).

Die nachstehende Tabelle bringt eine erste Information über die Modellanpassung. Der Wert unter 2 Log-Likelihood (2LL-Wert), dient „als Maß, ob die Vorhersagevariablen (Faktoren) eine signifikante Verbesserung der Modellinformation bringen“ (Bühl 2008: 400). Der Wert für Chi-Quadrat, dem das Signifikanzniveau zugeordnet ist, ergibt sich aus der Differenz zwischen dem konstanten Term (= anfänglichen Wert) und dem Endwert (= Final) (Bühl 2008).

Tabelle 13: Ordinale Regression: Modellanpassungsinformation

2 Log-Likelihood-Wert	Anfangswert: 853,172 Endwert: 735,405
Chi-Quadrat-Wert	117,766
Freiheitsgrade	9
Signifikanz	0,000

Diese Tabelle sagt noch nichts über die Vorhersageverbesserung des Modells durch die einzelnen Variablen aus, sondern lediglich, ob die ausgewählten Faktoren eine signifikante Verbesserung der Modellinformation bringen oder nicht (Bühl 2008). Anhand des Signifikanzwertes von 0,000 lässt sich eine hoch signifikante Verbesserung des Modells aufgrund dieser Faktoren bestimmen.

Die nächste Maßzahl, die im Bezug auf die Modellprüfung wichtig ist, ist der Wert nach Nagelkerke, der im Output unter Pseudo R-Quadrat mit zwei weiteren Maßzahlen zu finden ist. Das Bestimmtheitsmaß nach Nagelkerke ist das Maß, „das den prozentualen Anteil der durch die ordinale Regression erklärten Varianz angibt.“ (Bühl 2008, 401).

Für das Regressionsmodell ergibt sich ein Nagelkerke-Wert von 0,358. Laut der oben angeführten Definition besagt dieser Wert, dass die für das Modell ausgesuchten unabhängigen Variablen eine Varianzaufklärung von 35,8% leisten. Oder anders gesprochen, werden knappe 36% der Varianz der abhängigen Variable „Sozialer Isolations-Index“ durch die theoretisch erarbeiteten Faktoren erklärt.

Die nachstehende Tabelle zeigt die eigentlichen Ergebnisse der Analyse, denn hier wird der Einfluss der Faktoren auf den Index sozialer Isolation einzeln ausgewiesen.

Tabelle 14: Ordinale Regression: Parameterschätzer

	Schätzer	Standard- fehler	Wald	df	Signifikanz	Konfidenzintervall 95%	
						Untergrenze	Obergrenze
Schwellen- schätzer:							
Sozialer Isolations- Index=1	0,681	0,813	0,700	1	0,403	-0,914	2,275
Sozialer Isolations- Index=2	1,819	0,814	4,997	1	0,025	0,224	3,413
Sozialer Isolations- Index=3	2,951	0,825	12,800	1	0,000	1,334	4,568
Sozialer Isolations- Index=4	4,829	0,856	31,817	1	0,000	3,151	6,507
Lage- schätzer:							
Familiäres Netzwerk	0,425	0,68	39,547	1	0,000	0,292	0,557
Außer- familiäres	0,719	0,110	43,020	1	0,000	0,504	0,934

Netzwerk							
Alter bei Verwitwung	0,010	0,011	0,851	1	0,851	-0,011	0,031
Erwerbstätigkeit= 1	0,336	0,345	0,947	1	0,330	-0,340	1,011
Erwerbstätigkeit= 2	0			0			
Bildung= 1	0,464	0,569	0,665	1	0,415	-0,652	1,580
Bildung= 2	-0,437	0,655	0,445	1	0,505	-1,722	0,847
Bildung= 3	0,828	0,686	1,457	1	0,227	-0,516	2,172
Bildung= 4	0			0			
Netzwerkdichte= 1	1,379	0,290	22,644	1	0,000	0,811	1,948
Netzwerkdichte= 2	0,927	0,270	11,811	1	0,001	0,398	1,455
Netzwerkdichte= 3	0			0			
Familienstand= 4	0			0			

Die Tabelle gliedert sich in Schwellenschätzer, die für die abhängige Variable „sozialer Isolations-Index“, stehen und in Lageschätzer, welche die einzelnen unabhängigen Variablen darstellen. Für die Interpretation des Modells sind lediglich die Lageschätzer relevant. Je ein Parameterschätzer ist sowohl jeder Kategorie des sozialen Isolations-Index als auch jeder Kategorie der unabhängigen Variablen zugeordnet. Die Parameterschätzer für die höchste Kategorie der nominal bzw. ordinalskalierten unabhängigen Variablen sind redundant und werden deshalb auf 0 gesetzt (Bühl 2008).

Die Lageschätzer zeigen an, welche der im Modell befindlichen Faktoren einen Einfluss auf den sozialen Isolations-Index ausüben. Es zeigt sich hier ein signifikanter Einfluss der Variablen bezüglich der familiären und außerfamiliären Netzwerke und der Netzwerkdichte. Die restlichen Faktoren erweisen sich als nicht einflussreich. Das heißt, es besteht kein Zusammenhang zwischen dem Alter der Frau bei der Verwitwung (Sign. 0,356), der Tatsache, ob die verwitwete Frau erwerbstätig war oder nicht (Sign. 0,330) und der höchsten abgeschlossenen Bildung.

Familiäre und außerfamiliäre Netzwerke

Die sozialen Netzwerke, egal ob familiär oder außerfamiliär, erweisen sich mit einem Wert von 0,000 als hoch signifikant. In beiden Kategorien ist das Vorzeichen des Schätzers positiv, das bedeutet, „dass die betreffende Kategorie im Sinne einer höheren Kategorie der abhängigen Variable wirkt“ (Bühl 2008, 401).

So kann man aufgrund des Schätzer-Werts von 0,425 für das familiäre Netzwerk sagen, dass je mehr familiäre Netzwerkmitglieder eine verwitwete Frau hat, desto geringer ist ihre soziale Isolation. Das selbe lässt sich auch für die außerfamiliären Netzwerke sagen. Hier liegt der Schätzer-Wert mit 0,719 sogar noch deutlich höher als für familiäre Netzwerke. Es zeigte sich zwar bereits bei der bivariaten Korrelation für diese unabhängige Variable ein signifikanter Zusammenhang, doch die Hypothese, dass außerfamiliäre Netzwerke eher gegen soziale Isolation wirken als familiäre konnte damit nicht bestätigt werden. In diesem ordinalen Regressionsmodell hingegen wird der größere Einfluss außerfamiliärer Netzwerkmitglieder deutlich. Man kann demnach interpretieren, dass je mehr außerfamiliäre Netzwerkmitglieder eine verwitwete Frau genannt hat, desto mehr steigt auch der Wert für den Index sozialer Isolation, das heißt somit desto weniger leidet die verwitwete Frau an sozialer Isolation.

Netzwerkdichte

Die zweite unabhängige Variable die sich als signifikant herausgestellt hat, ist die Netzwerkdichte. Auch hier sind die einzelnen Kategorien der Variable hoch signifikant (0,000 bzw. 0,001). Die Kategorien „sehr enge Bindung“ und „enge Bindung“ zeigen aufgrund des positiven Vorzeichen des Schätzers, dass diese beiden Kategorien der Variable Netzwerkdichte, die sich aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl ergibt, einen höheren Wert auf dem Index sozialer Isolation bedingt. Somit kann gesagt werden, dass je enger sich die verwitweten Frauen mit ihrem Netzwerk verbunden fühlen, desto geringer ist ihre soziale Isolation. Somit kann diese Hypothese als bestätigt angesehen werden.

4.3. Zusammenfassung der Ergebnisse und Methodenkritik

Die empirischen Ergebnisse haben gezeigt, dass einige der aufgestellten Hypothesen zum Thema „Verwitwete Frauen und soziale Isolation“ sich als nicht beziehungsweise lediglich schwach signifikant erwiesen haben und somit keine Bestätigung gefunden haben. So wurde postuliert, dass das Alter der Frau bei der Verwitwung eine Rolle für die Bewältigung des Verlustes spielt. Die Korrelationsanalyse brachte jedoch nur einen schwachen Zusammenhang zwischen einer rascheren Bewältigung des Partnerverlustes und dem Alter der Frau bei der Verwitwung. Da im Alterssurvey jedoch erst Frauen ab dem 40 Lebensjahr berücksichtigt wurden, konnten keine Aussagen zum Bewältigungsverhalten von Frauen unter 40 Jahren gemacht werden.

Die Gegenüberstellung von verwitweten im Unterschied zu verheirateten Frauen bezüglich einer sozialer Isolation brachte kein signifikantes Ergebnis. Die in der Theorie aufgestellte Behauptung, wonach verwitwete Frauen stärker von sozialer Isolation betroffen sind als Frauen eines anderen Familienstandes konnte in dieser Arbeit nicht bestätigt werden. Gleiches gilt für die Hypothese welche für den Zusammenhang zwischen höchster abgeschlossener Schulbildung/Erwerbstätigkeit und dem Index sozialer Isolation aufgestellt wurde. Auch hier zeigte sich, dass eine höhere beziehungsweise niedrigere Schulbildung nicht mit einem Maß an höherer oder niedrigerer sozialer Isolation einhergeht.

Das Hauptaugenmerk bei dieser Arbeit lag jedoch auf der Verbindung zwischen sozialen Netzwerken und sozialer Isolation bei verwitweten Frauen. Die zu den sozialen Netzwerken formulierten Hypothesen erwiesen sich als einflussreich bezüglich einer sozialer Isolation nach der Verwitwung.

Die Hypothese wonach dichte Netzwerke als Schutz vor sozialer Isolation dienen können, fand in der Analyse Bestätigung. Enge soziale Netzwerke wirken sich somit positiv auf das Leben der Witwe aus. Das außerfamiliäre Netzwerke eher vor sozialer Isolation schützen als familiäre Netzwerke fand in der ordinalen Regression Bestätigung.

Somit kann abschließend gesagt werden, dass der Kontakt zu und das Zusammengehörigkeitsgefühl in den sozialen Netzwerken als einflussreiche Größen gegen eine soziale Isolation nach der Verwitwung gewertet werden können.

Aufgrund des niedrigen Skalenniveaus der abhängigen Variable „Soziale Isolations-Index“ wurden überwiegend Korrelationen zur Überprüfung der Hypothesen verwendet. Anzumerken ist jedoch, dass Variablen mit metrischen Skalenniveaus mehr Informationsgehalt besitzen und niedrigere Skalenniveaus zu einem Informationsverlust führen können, der selbstverständlich nicht gewünscht ist.

Weiters ist festzuhalten, dass Soziale Isolation viel komplexer ist und sich unterschiedlich darstellen kann. Um den Begriff „Soziale Isolation“ der empirischen Prüfung zugänglich zu machen, wurde eine Operationalisierung vorgenommen, die für dieses Thema geeignet ist und welche sich in dem vorhandenen Datenmaterial wiederfinden lässt. Hierfür wurde der Begriff stark auf eine Ebene reduziert, nämlich auf den vorhandenen oder nichtvorhandenen Kontakt zu familiären und/oder außerfamiliären Personen.

Laut Literatur äußert sich soziale Isolation jedoch differenzierter als lediglich im fehlenden Kontakt zu Personen. Somit sind die Ergebnisse nur nach der gegebenen Definition von sozialer Isolation zu interpretieren.

Weiter muss mitbedacht werden, dass Menschen die sich von ihrer Umwelt ausgrenzen – sich isolieren – eventuell von vornherein gar nicht an dem Survey teilgenommen haben. Ergo dessen besteht die Möglichkeit, dass tatsächlich isolierte Menschen nicht in diesem Survey zu finden sind und deshalb einer Analyse verwehrt bleiben.

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass die Antworten zu den Fragen über soziale Netzwerke bei den einzelnen befragten Personen sehr stark streuen können. Es lässt sich aus der gegebenen Antwort kaum objektiv feststellen in welchem Verhältnis die befragte Person mit der angegebenen Person steht, da es für die Befragten oftmals nicht leicht ist die Beziehung zur genannten Person treffend zu beschreiben (Jansen 2006). Für die einen zählen lediglich enge Freunde zum Netzwerk, wohingegen für die anderen auch Bekannte dazu zählen. Es ist somit schwer zu eruieren in welcher Form die befragte Person mit genannten Person in Verbindung steht.

Die in diesem Survey befragten Personen gehören großteils noch der Generation an die in einer gewissen Abhängigkeit vom Partner leben. Die Selbstständigkeit und Berufstätigkeit der Frau führte jedoch zu einer Abnahme dieser Abhängigkeit. Es wäre interessant zu untersuchen in welcher Weise dieser Umstand sich auch auf den Rückgang sozial isolierter Menschen auswirkt.

Auch die immer größer werdende Gruppe der Singles scheint bezüglich einer sozialen Isolation erforschenswert zu sein. Sind Singles zukünftig stärker von sozialer Isolation betroffen, oder ist gerade dieser Familienstand durch einen regen Kontakt zu Freunden gekennzeichnet und somit der Gefahr der sozialen Isolation weit weniger ausgesetzt als andere Familienstände?

5 Abstract

Diese Arbeit befasst sich mit Frauen, die den Familienstand „verwitwet“ tragen.

Es werden lediglich Frauen behandelt, da diese aufgrund der höheren Lebenserwartung viel öfter verwitwet sind als Männer und somit noch einmal mit einer Umstellung der gewohnten Lebensverhältnisse konfrontiert werden.

Im theoretischen Teil der Arbeit wird neben der Begriffsklärung erörtert, welche Rolle einer verwitweten Frau zugeschrieben wird. Das Bestreiten der neuen Rolle – von der Ehefrau zur Witwe – und die Erwartungshaltung an eine Witwe sind auch heute noch sehr stark vom religiösen Glauben geprägt. Inwieweit die verwitwete Frau den Tod des Partners verkraftet und ob die Witwenschaft direkt in eine soziale Isolation mündet, ist das Hauptthema dieser Arbeit.

Ob Witwenschaft und soziale Isolation Hand in Hand gehen wird anhand von verschiedensten Faktoren untersucht.

So ist der spätere Umgang mit dem Verlust unter anderem von den Lebensbedingungen vor der Verwitwung abhängig. Wenn dem Verlust eine lange Pflegebedürftigkeit des Mannes vorangeht, so kann dieser Verlust oftmals von der Witwe als Erleichterung angesehen werden. Faktoren, die gegen eine soziale Isolation nach der Verwitwung wirken, sind der Bildungsabschluss der Frau und das Alter der Frau bei der Verwitwung.

Das Hauptaugenmerk gilt jedoch den sozialen Netzwerken. Es sind vor allem diese Netzwerke, die eine verwitwete Frau vor dem Rückzug aus der Gesellschaft bewahren können. Kontakte die man zu Familienangehörigen, Freunden und Nachbarn auch vor dem Tod des Mannes gepflegt hat, können als eine der besten Vorsorge gegen eine soziale Isolation angesehen werden. Durch diese familiären und außerfamiliären Kontakte bleibt die Witwe aktiv am Leben beteiligt. Weiters werden die Unterschiede zwischen diesen familiären und außerfamiliären Netzwerken erarbeitet.

Der empirische Teil dieser Arbeit untersucht genau diese Faktoren und ihren in der Theorie erarbeiteten Zusammenhang mit sozialer Isolation. Die aufgestellten Hypothesen werden mittels dem Datensatz des Deutschen Alterssurvey 2002 einer empirischen Prüfung unterzogen.

Literatur

Abele, Armin, Klinger, Bernhard F.; Maulbetsch Thomas; Müller Joachim, 2007: Partnerschaft ohne Trauschein – Alle wichtigen Rechtsfragen, Wien: Linde Verlag,

Backes, Gertrud M., 1993: Frauen zwischen ‚alten‘ und ‚neuen‘ Alter(n)sriskien; In: Gerhard Naegele, Hans Peter Tews (Hg.), Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik, Opladen: Westdeutscher Verlag, 170-187

Backes, Gertrud M., Clemens Wolfgang, 1998: Lebensphase Alter – Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung, Weinheim und München: Juventa Verlag

Backes, Gertrud M., 2004: Alter(n): Ein kaum entdecktes Arbeitsfeld der Frauen- und Geschlechterforschung, In: Becker, Ruth und Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung – Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 395-401

Badura, Bernhard, 1981: Zur sozialepidemiologischen Bedeutung sozialer Bindung und Unterstützung, 13-39; In: Badura, Bernhard (Hg.): Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Zum Stand sozialepidemiologischer Forschung, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 13-39

Benninghaus, Hans, 2007: Deskriptive Statistik. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler, 11. Auflage, Wiesbaden: GWV Fachverlage

Blau, Peter (Hg.), 1978: Theorien sozialer Strukturen. Ansätze und Probleme, Opladen: Westdeutscher Verlag

Brosius, Felix, 2008: SPSS 16 für Dummies. 2. Auflage, Weinheim: Wiley-VCH Verlag

Bühl, Achim, 2008: SPSS 16. Einführung in die moderne Datenanalyse, 11. Auflage, München: Pearson Education

- Diaz-Bone, Rainer, 1997: Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Dießenbacher, Hartmut., 1985 :Witwen: vom Leben nach dem Tod des Mannes, Frankfurt am Main: extrabuch Verlag
- Fahrenberg, Brigitte: 2006: Spurwechsel – Wie Frauen ihr Leben neu gestalten, Herbolzheim: Centaurus Verlag
- Fischer, Doreen, 2002: *Witwe* als weiblicher Lebensentwurf in deutschen Texten des 13. bis 16. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Europäischer Verlag der Wissenschaften;
- Granovetter, Mark S., 1973: The Strength of Weak Ties; im *American Journal of Sociology*, Volume 78, Issue 6; 1973, 1360-1380 (<http://sociology.stanford.edu/people/mgranovetter/documents/granstrengthweakties.pdf> Stand: 28.04.2010)
- Hennerbichler, Renate Elisabeth, 1998: Witwe – Ein Leben nach dem Tod. Wien: Univ. Diplomarbeit
- Hillmann, Karl-Heinz, 2007: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Hollstein, Betina, 2001: Grenzen sozialer Integration – Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke, Opladen: Leske + Budrich
- Hollstein, Betina. 2002: Soziale Netzwerke nach der Verwitwung – Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen, Opladen Leske+Budrich
- Höpflinger, François, 1994: Frauen im Alter – Alter der Frauen, Zürich: Seismo Verlag
- Jansen, Dorothea, 1999: Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Opladen: Leske und Budrich
- Jansen, Dorothea, (2000): Netzwerke und soziales Kapital. Methoden zur Analyse struktureller Einbettung. In: J. Weyer (hg.): Soziale Netzwerke: Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, München: R. Oldenbourg Verlag, 35-62

- Janssen, Jürgen, Laatz Wilfried, 2005: Statistische Datenanalyse mit SPSS für Windows, 5. Aufl., Berlin Heidelberg: Springer Verlag
- Kim, Anna, 2001: Familie und soziale Netzwerke. Eine komparative Analyse persönlicher Beziehungen in Deutschland und Südkorea, Opladen: Leske + Budrich
- Kohli, Martin, 2005: Der Alters-Survey als Instrument wissenschaftlicher Beobachtung, In: Kohli Martin und Künemund Harald (Hg.): Die zweite Lebenshälfte – Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey, 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11-33
- Krische, Paul, 1922: Die Soziologie der Ehe – Ihr Ursprung, ihre Entwicklung, ihre Stellung in der heutigen Gesellschaft, Dresden: Verlagsanstalt für proletarische Freidenker
- Lopata, Helena Znaniecka, 1996: Current widowhood: Myths and realities, California: Sage Publications
- Luy, M., 2002: Die geschlechtsspezifischen Sterblichkeitsunterschiede – Zeit für eine Zwischenbilanz, In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 2002; Vol. 35; 412-429
- Martin, Mike; Kliegel, Matthias, 2005: Psychologische Grundlagen der Gerontologie, Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH
- Mayr-Kleffel, Verena, 1991: Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource, Opladen: Leske + Budrich
- Milardo, Robert M. (hg.), 1988: Families and Social Networks; Newbury Park Calif.: Sage Publications
- Minnemann, Elisabeth, 1994: Die Bedeutung sozialer Beziehungen für Lebenszufriedenheit im Alter, Regensburg: S. Roderer Verlag
- Müller, Rolf, 2006: Wandel der Rolle der Frau und Auflösung der Institution Ehe, Bremen: RMInt Verlag
- Nave-Herz, Rosemarie, 1972: Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen, Neuwald und Berlin: Luchterhand Verlag

- Niederfranke, Annette 1992: Ältere Frauen in der Auseinandersetzung mit Berufsaufgabe und Partnerverlust, Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag
- Oppitz Claudia, 1993: Frauenalltag im Spätmittelalter; In: Georges Duby/Michelle Perrot (Ed): Geschichte der Frau, Frankfurt am Main: Campus Verlag, Kapitel 9, 283-344
- Pappi, Franz Urban 1987: Die Netzwerkanalyse aus soziologischer Perspektive. In: J. van Koolwijk und M. Wieken-Mayser (hg.): Techniken der empirischen Sozialforschung. Methoden der Netzwerkanalyse, München: Oldenbourg Verlag, 11-37
- Peuckert, Rüdiger, 2008: Familienformen im sozialen Wandel, 7. Aufl., Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Raithel, Jürgen, 2006: Quantitative Forschung – Ein Praxiskurs, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Schweizer Thomas (Hg.), 1989: Netzwerkanalyse – Ethnologische Perspektiven, Berlin: Dietrich Reimer Verlag
- Schweizer Thomas, 1996: Muster sozialer Ordnung. Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie, Berlin: Dietrich Reimer Verlag
- Stappen, Birgit, 1988: Formen der Auseinandersetzung mit Verwitwung im höheren Alter; Regensburg: Roderer Verlag, (Beiträge zur Gerontologie – empirische Forschung; Bd.2)
- Stiehr K. & Spindler, 2006: Lebensbedingungen von Frauen 50plus in Europa, In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 2006; Vol. 39; 5-12
- Vecchio, Silvana, 1993: Die gute Gattin. In Duby, Georges; Perrot, Michella (hg.): Geschichte der Frauen, Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Weyer, Johannes (hg.), 2000: Soziale Netzwerke: Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, München: R. Oldenbourg Verlag

Internetquellen:

Alterssurvey-Fragebogen:

<http://www.fall-berlin.de/index.html?fdp7.htm> (21.11.08)

Buchebner-Ferstl, Sabine: „Partnerverlust durch Tod. Eine Analyse der Situation nach der Verwitwung mit besonderer Berücksichtigung von Geschlechtsunterschieden“; Working Paper Nr. 28-2002;

(http://www.oif.ac.at/aktuell/wp_28_partnerverlust.pdf (Stand: 26.05.09)

Statistik Austria:

Sterbetafeln

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_masszahlen/sterbetafeln/index.html (Stand: 20.05.2009)

Bevölkerung nach demographischen Merkmalen:

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen/bevoelkerung_nach_demographischen_merkmalen/index.html (Stand: 20.05.09)

Eheschließungen, Gesamterstheiratsrate und mittleres Erstheiratsalter seit 1946:

http://www.statistik.at/web_de/static/eheschliessungen_gesamterstheiratsrate_und_mittleres_erstheiratsalter_seit_023297.pdf (Stand: 13.04.2010)

Haushaltsführung, Kinderbetreuung, Pflege - Ergebnisse des Mikrozensus September 2002 (Teil 1)

http://www.statistik.at/web_de/static/haushaltsfuehrung_kinderbetreuung_pflegebrergebnisse_des_mikrozensus_septe_024005.pdf (Stand: 27.01.2010)

Kurzbericht: Die Entwicklung sozialer Beziehungen in der zweiten Lebenshälfte:

<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/alterssurvey-2002.property=pdf.bereich=bmfsfj.sprache=de.rwb=true.pdf> (Stand: 07.07.2010)

Der Alterssurvey – Eine allgemeine Einführung:

[http://www.pdf-search.org/preview.php?](http://www.pdf-search.org/preview.php?url=687474703a2f2f777772e6469612d766f72736f7267652e64652f646f776e6c6f6164732f73743030303730332e706466&fname=4465722020416c74657273737572766579202d2045696e6520616c6c67656d65696e652045696e662675756d6c3b6872756e67&country=fr)

[url=687474703a2f2f777772e6469612d766f72736f7267652e64652f646f776e6c6f6164732f73743030303730332e706466&fname=4465722020416c74657273737572766579202d2045696e6520616c6c67656d65696e652045696e662675756d6c3b6872756e67&country=fr](http://www.pdf-search.org/preview.php?url=687474703a2f2f777772e6469612d766f72736f7267652e64652f646f776e6c6f6164732f73743030303730332e706466&fname=4465722020416c74657273737572766579202d2045696e6520616c6c67656d65696e652045696e662675756d6c3b6872756e67&country=fr) (Stand: 19.07.2010)

Deutsches Zentrum für Altersfragen:

http://www.dza.de/nn_12028/DE/Forschung/Alterssurvey/Befragungsschwerpunkte/befragungsschwerpunkte__node.html?__nnn=true (Stand 19.07.2010)

Statistikübungen – Chi-Quadrat:

Aufhauser, Elisabeth: Chi-Quadrat-Test:

<http://www.univie.ac.at/soziologie-statistik/soz/daten/chi-quadrat.pdf>, S. 1 - 4 (Stand: 19.08.2010)

SPSS Ordinale Regression:

file:///Applications/SPSS16.0.app/Contents/bin/help/main/idh_plum_opt.htm (Stand: 03.09.2010)

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Familienstand „verwitwet“ nach Alter und Geschlecht.....	10
Tabelle 2: Mittleres Erstheiratsalter von Frauen und Männern im Vergleich (in Jahren, Median).....	13
Tabelle 3: Häufigkeiten Alterskategorien Männer und Frauen gesamt.....	42
Tabelle 4: Häufigkeitsauszählung "Beschäftigung mit Partnerverlust" und "Veränderung vor und nach dem Ereignis".....	47
Tabelle 5: Lagemaße und Streuungsmaße von "Jahre in Witwenschaft" und "Alter bei Verwitwung".....	49
Tabelle 6: Korrelation: Alter bei Verwitwung mit Bewältigung Partnerverlust.....	50
Tabelle 7: Kreuztabelle zwischen den Indizes soziale Isolation und Netzwerkdicke.....	52
Tabelle 8: Kontakthäufigkeit zu Kindern (in %).....	62
Tabelle 9: Kontakthäufigkeit zu genannten Personen (in %).....	62
Tabelle 10: Kreuztabelle höchster Schulabschluss mit Geschlecht.....	66
Tabelle 11: Kreuztabelle zwischen höchster abgeschlossener Schulbildung und sozialem Isolations-Index (in %).....	68
Tabelle 12: Kreuztabelle zwischen Erwerbstätigkeit und sozialem Isolations-Index (in %).....	69
Tabelle 13: Ordinale Regression: Modellanpassungsinformation.....	71
Tabelle 14: Ordinale Regression: Parameterschätzer.....	72

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Ersteheschließungen zwischen 1948 - 2008.....	13
Abbildung 2: Familienstand "verwitwet" nach Alter und Geschlecht (in %).....	42
Abbildung 3: Jahre der Witwenschaft.....	48
Abbildung 4: Häufigkeitsauszählung für familiäre und außerfamiliäre Netzwerke.....	56
Abbildung 5: Anzahl genannter wichtiger Personen (in %).....	58
Abbildung 6: genannte Kinderanzahl.....	61
Abbildung 7: Isolationsindex nach Familienstand "verheiratet" und "verwitwet".....	63
Abbildung 8: Höchster Schulabschluss von verwitweten Frauen (in %).....	65

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Stefanie Kerstin Elisabeth Schmid
Geburtsdatum	10.Juli 1983
Staatsangehörigkeit	Österreich
Familienstand	In Partnerschaft lebend
E-mail	stefanie.schmid@gmx.at

Ausbildung

1998 – 2001	Bundeshandelsschule Stockerau
2001 - 2004	Berufsreifeprüfung Floridsdorf
2004 - 2010	Studium der Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studienrichtung) an der Universität Wien

Berufserfahrung

August 1999	Billa Korneuburg (Regalbetreuung und Kassatätigkeit)
Seit 2003	Firma J.u.A. Frischeis Stockerau (Holzverarbeitungsbranche) Abteilung Buchhaltung

Kenntnisse

Sprache	Deutsch, Englisch
EDV	MS Office, SPSS, Portolan Buchhaltungsprogramm
